

MODERNE FRAUENZEITUNG

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Zwei bräutliche Prinzessinnen. Von Ludovica Hefekiel (mit Porträts, gezeichnet von L. Heitland). — Nymphäa. Erzählung von Wilhelm Jensen. (Fortsetzung). — Ausstellung von Frauenarbeiten. — Ein Spaziergang im Salon. Plauderei von Louise Mühlbach. (Fortsetzung). — Romanze. Frei nach dem Spanischen von Emanuel Geibel (mit Originalzeichnung von Professor W. Camphausen). — Lieb Vaterland, kammst ruhig fein! Originalzeichnung von Professor Christian Böttcher (Text von Georg Vellh). — Ein Damenkrieg. Von Karl Frenzel. — Seliger Traum. Clavierstück. Comp. von Richard Schmidt. — Der Hauptgewinn der deutschen Lotterie (mit Abbildung). — Ein Haremsfest in Kasr-el-Alt. — Wirtschaftsplaudereien. — Auflösung der Schachaufgabe Nr. III, Seite 114. — Auflösung des Räthfels Seite 130. — Schach-Aufgabe. — Buchstaben-Räthsel. — Correspondenz.

Zwei bräutliche Prinzessinnen.

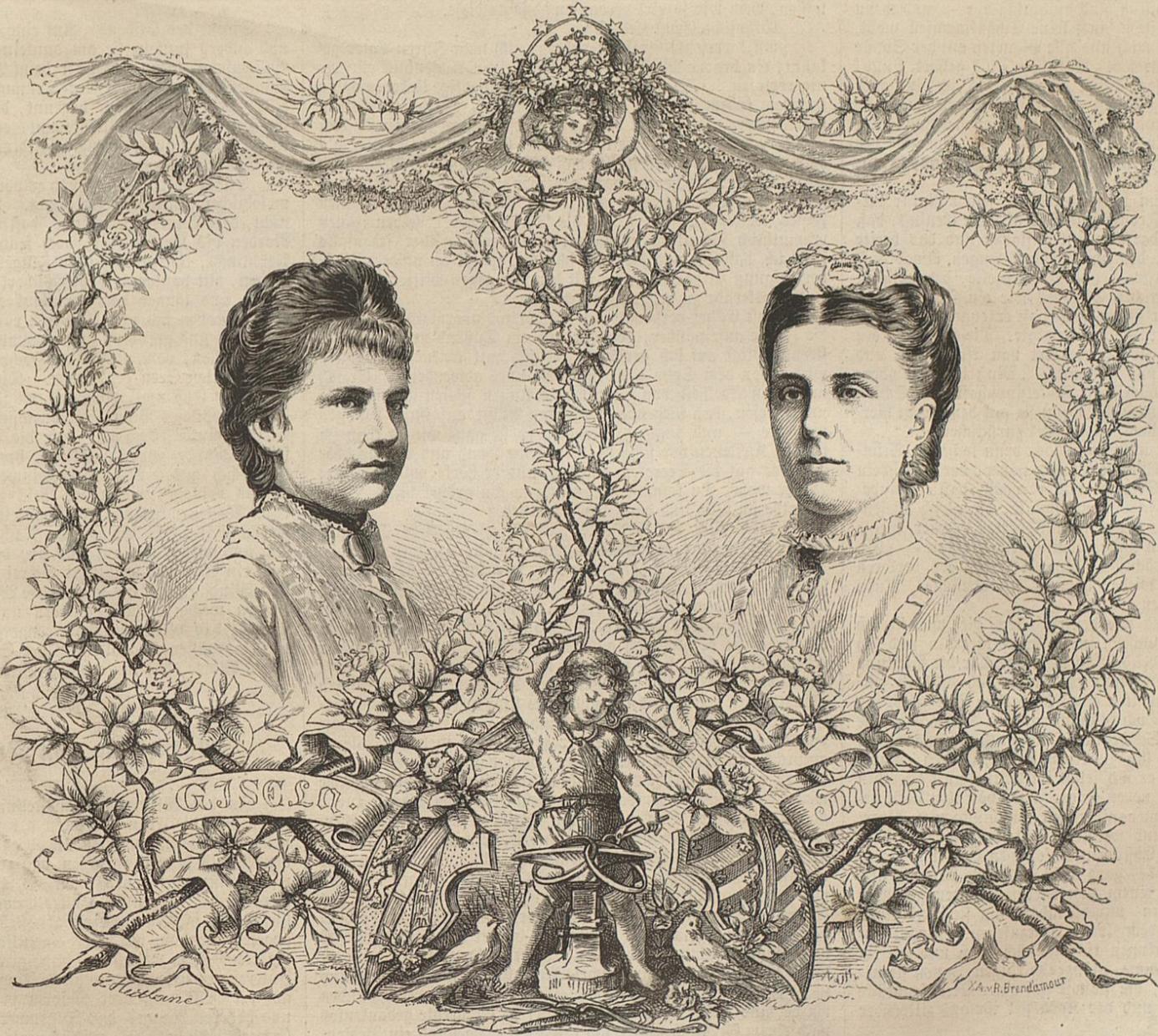
Nicht Krieg und Kriegsgeräusch ertönt an Europa's Höfen, zu Wien und Berlin rüsten sie zu fröhlicher Hochzeitfeier*, von Brautkrone, Festmahlzeiten und Hochzeitstaat ist die Rede; Berlin aber ist im Vortheil, denn Wien gibt eine junge Braut fort, der Berliner Hof aber fügt dem Kranze seiner Frauen eine neue Blume hinzu.

Die beiden bräutlichen Prinzessinnen sind unter sehr verschiedenen Verhältnissen aufgewachsen, gemeinsam ist ihnen eigentlich nur Jugend und Anmuth; eine eigentliche Biographie haben wohl Beide noch nicht; es spricht sich aber in ihren Zügen ein gut Theil Charaktereigenthümlichkeit aus, und wer sich auf Gesichter versteht, der wird bald merken, daß Nord- und Süddeutschland keine anmuthigeren Vertreterinnen finden könnten, als die beiden fürstlichen Bräute. Jede gehört nach Charakter und äußerer Erscheinung voll und ganz dem Lande an, in dem ihre Wiege stand.

Die Erzherzogin ist schlant, grazios; in den lebhaften blauen Augen liegt zwar etwas von dem königlichen Blick ihrer Mutter, aber um den frischen Mund zuckt ein recht humoristisches Lächeln, und der Wiener weiß viel von dem Humor der „Gisela“, wie er schmeichelnd die sehr populäre Erzherzogin nennt, zu erzählen. Wäre es nicht doch gegen den Respekt, man könnte sagen, die Erzherzogin sei eine „feiche“ Wienerin durch und durch. Von ihrem Vater hat sie die Liebe zur Musik geerbt und besitzt selbst eine sehr hübsche Sopranstimme; der Kaiser von Oesterreich ist bekanntlich ein ausgezeichnete Violinspieler und begleitet häufig den Gesang seiner Tochter. Die Erzherzogin ist wie ihre Mutter eine vorzügliche Reiterin und hat eine entschiedene Freude am Sport; ihre Erziehung leitete eine zu Wien und Pesth gleich angesehene, kluge Dame, die Baronin Welden, Sternkreuz-Ordensdame und Dame des bayerischen Theresienordens. Genial veranlagt und von den ausgezeichnetsten Lehrern unterrichtet, hat sich die Frau Erzherzogin eine Fülle von Kenntnissen erworben, wie sie selbst bei Männern selten zu finden ist. Die Erzherzogin ist am 12. Juli 1856 geboren, das älteste Kind

des österreichischen Kaiserpaars, ihr Verlobter, Prinz Leopold von Bayern, ist zehn Jahr älter; er ist ein Vetter des regierenden Königs und durch seine Mutter, die Tochter des Großherzogs Leopold von Toscana, bereits mit dem Wiener Hofe verwandt. Die gute Stadt Wien beschäftigt sich eifrig mit der Betheiligung an der Hochzeitfeier, welche der Öffnung der Weltausstellung unmittelbar vorausgehen soll. Von dem „Trousseau“ der jungen Erzherzogin, der öffentlich ausgestellt wird, wissen die Wienerinnen Wunderdinge zu erzählen. Da ist eine silberne Toilette, deren Arbeit ein Kunstwerk ist, ein Gebetbuch mit Malereien aus dem fünfzehnten Jahrhundert, ein mit Edelsteinen

Erzherzogin Gisela, auf deren junges Leben noch kein Schatten fiel, und nie fallen möge, ist die Heldin des Tages, der diesseits und jenseits der Leitha Jeder gern und von ganzem Herzen huldigt. Die Herzogin Marie zu Sachsen hat nicht die sprühende, strahlende Lebendigkeit der Erzherzogin, sie ist eine zarte, blonde Erscheinung voll stillen Liebreizes, mit schönen blauen Sachsen-Augen. Sie hat eine einfache, schlichte Erziehung genossen, aber ihr Charakter hat sich gerade dadurch auf das vortheilhafteste entwickelt. Sie ist durch und durch wahr, treu und zuverlässig, von allen, die mit ihr verkehren, aufs innigste geliebt, zu ihrer Erzieherin, einem Fräulein von Nischthofen, sowie zu der treuen Freundin ihres Hauses, die schon ihrer Mutter Freundin war, Fräulein von Stenglin, steht sie im innigsten Verhältniß, und die Trennung fällt allen Dreien sehr schwer. Die junge Prinzessin hat einen frommen, auf alles Edle gerichteten Sinn und große Freude an den Schönheiten der Natur. Prinzessin Marie wurde am 2. August 1854 zu Eisenberg, einem uralten Residenzschlosse der Sachsenherzöge, auf dem einst eine besondere Linie des vielverzweigten Hauses residierte, geboren, sie ist das einzige Kind des regierenden Herzogs Ernst von Sachsen-Altenburg und seiner Gemahlin, Herzogin Agnes, einer Schwester des Herzogs von Anhalt. Prinzessin Marie trägt den stolzen Namen einer geborenen Herzogin zu Sachsen, den keine Heirath ihr nehmen kann, auch die Kaiserin und die Kronprinzessin des deutschen Reichs heißen heute noch Herzoginnen zu Sachsen. Aus allen Theilen des kleinen altenburger Landes, aus allen Kreisen treffen Geschenke für die Prinzessin ein, die Bayern werden einen großen Aufzug veranstalten, vielleicht zum letzten Mal in der alten, immer mehr verschwindenden Nationaltracht. Die Altenburger werden ihre Prinzessin sehr vermissen, und aufrichtige Segenswünsche begleiten sie. Im vergangenen Sommer war die junge Prinzessin in Potsdam bei der Confirmation ihrer fürstlichen Cousinsen, der Prinzessinnen Marie und Elisabeth von Preußen, zugegen; bald darauf fiel es eifrigen Zeitungslesern auf, daß sich häufig die Nachricht wiederholte: „Se. K. H. der Prinz Albrecht (Sohn) ist nach Altenburg abgereist.“ Der Grund dieser häufigen Besuche erklärte sich, als die Verlobung der Prinzessin bekannt wurde. Prinz Albrecht, ein Neffe König Wilhelm's, in dessen Feldzügen er mit Auszeichnung gefochten, ist 1837 geboren; die Prinzessin theilt mit ihm vornehmlich die



Gisela, kgl. Prinzessin von Bayern, und Marie, kgl. Prinzessin von Preußen, geb. Erzherzogin von Oesterreich. geb. Herzogin zu Sachsen. Illustration von L. Heitland.

* Anm. d. Red. Der Artikel wurde in der ersten Hälfte des April geschrieben.

besetzter Fächer, von Lebrun gemalt, vor Allem aber ein antiker Cameenschmuck, ein Geschenk der Großherzogin Alice von Toscana, und ein Strauß von Perlen und Diamanten, die Hochzeitsgabe der frommen Gräfin von Chambord, einer Erzherzogin aus dem Estensischen Hause, die einst Taufpächterin der Erzherzogin war.

Fürstliche Gäste werden in großer Anzahl erwartet, die Hoftrauer wird für die Dauer der Festlichkeiten aufgehoben,

lichen Cousinsen, der Prinzessinnen Marie und Elisabeth von Preußen, zugegen; bald darauf fiel es eifrigen Zeitungslesern auf, daß sich häufig die Nachricht wiederholte: „Se. K. H. der Prinz Albrecht (Sohn) ist nach Altenburg abgereist.“ Der Grund dieser häufigen Besuche erklärte sich, als die Verlobung der Prinzessin bekannt wurde. Prinz Albrecht, ein Neffe König Wilhelm's, in dessen Feldzügen er mit Auszeichnung gefochten, ist 1837 geboren; die Prinzessin theilt mit ihm vornehmlich die

Liebe zur Musik. Die Hochzeit des jungen Paares wird in dem grauen Königsschloß zu Cölln an der Spree gefeiert werden, die neue Heimath der jungen Prinzessin Albrecht aber wird zunächst wahrscheinlich Hannover sein, wo Prinz Albrecht die zwanzigste Division commandirt. Wenn irgendwo, so wird sie dort Sympathie finden, denn die letzte Welfenfürstin, eine der schönsten Frauen ihrer Zeit, war ja auch eine Herzogin zu Sachsen und Prinzessin von Sachsen-Altenburg.

Ludovica Hefekiel.

Nymphäa.

Erzählung von Wilhelm Jensen.
(Fortsetzung.)

Wechselnd ward es Ernst Eckhof heiß und kalt, er zitterte wie im Fieber, sah den Mond an, öffnete den Mund und schloß ihn wieder. Endlich sagte er, mit angstvollen Augen zur glänzenden Scheibe aufblickend, stockend, leise:

„Vergib es mir, Luna — ich habe Deinen Bruder und mich selbst belogen — es fällt mir schwer, es zu bekennen, denn ich bin ein trocknes Geschöpf — aber in Deiner Gegenwart habe ich die Wahrheit gesagt, Luna, Du weißt, gestern Abend, und ich will's Dir noch einmal gestehn: Ich habe nichts bis dahin auf der Welt gehabt und hätte heut' den ganzen Tag —“

Es raschelte wieder etwas im Wald. Aber es kam und ging und ward todtenstill wie zuvor.

„Zauchen sollen, daß ich sie gefunden,“ fuhr er hastig fort, „und mein Herz hat es auch gethan, ganz im Stillen, und sich nicht darum gekümmert, was sie sei und wie die Menschen sie heißen, und nur mein Mund hat räsonnirt, nach seiner schlechten Gewohnheit — rechne es mir nicht an, er ist ein nichtsnutziger Patron, um so mehr, als grade er — O Luna, was heißt's, daß sie eine Schänkmamsell ist, wenn ich nicht mehr leben kann, ohne an sie zu denken, und der Mund es weiß, daß all sein kluges Geschwätz ein Narrenmantel ist, den er sich übergeworfen, um seine Sehnsucht darunter zu verbergen, sie noch einmal zu küssen — nicht einmal, hundertmal, tausendmal jeden Tag, bis der letzte Tag kommt. Darum vergib mir, Luna, und suche sie und sage ihr, was Du von mir gehört — und sage ihr, ich wolle sie ja — es sei ja meine Absicht, sie —“

„Knad!“ machte es im Wald, und er brach ab und horchte. Vergeblich! Und mit fliegendem Haß ergänzte er den angefangenen Satz: „Ganz gewiß — sie zu heirathen, um jeden Preis, morgen, gleich, wann sie will — Du weißt, Luna, das Haus im Grün mit Vogelgefang, großem Hund, Garten und Gondel. Stelle es ihr recht anständig und anmuthig vor — und wenn sie erst drinnen ist, da ist sie ja auch keine Schänkmamsell mehr, und es kümmert Dich und mich und alle Planeten mit der Sonne selbst nicht, ob sie es je gewesen. Nun hast Du's gehört, Luna! Ich habe mich um kein Haar besser gemacht, als ich bin, aber wohl tausendmal zu wenig gesagt, daß ich toll werde, wenn sie nicht kommt — und darum, liebste Luna, süßeste Luna, Du treue, alte Herzensfreundin jeder Liebe, der ältesten und der jüngstgeborenen, flüstere ihr ins Ohr, daß ich hier bin und bringe sie zu mir!“

Er sagte es mit einem so sonderbaren, seiner Natur entsprechenden Gemisch von Fronte und flehentlichem Ernstes, daß der Mond unverkennbar darüber hell aufleuchtete und das breite Gesicht herumdreht mit den zuckenden Augen etwas aufwärts am See einen Lichtstrahl hinunterblitzelte, der zwischen den Parkbäumen des gräflichen Schlosses wie ein Funke anzukommen und sogleich einen hellen Glanz zu erzeugen schien, der sich auf den harrenden Bittsteller zu bewegte. Dieser machte ein höchst verdorrenes Gesicht über diese Art von Auffassung und Erhöhung seines Gesichts und brummte: „Muß da noch oben drein eine wahrscheinlich hochadlige Fadelspinnerei vom Schloß kommen und mir meine Nymphäa, wenn sie auf dem Wege hierher ist, wie ein Reh irgendwo ins Dunkel zurückschrecken.“

Die Befürchtung war nicht grundlos, denn lachende Stimmen einer zahlreichen Gesellschaft klangen näher, der Lichtschein vergrößerte sich mit jeder Sekunde und verrieth, daß er mindestens einem Duzend von Fadeln entstammte, die gleich Riesenzacken in die stille, köstliche Nachtluft aufstoberten. „Hier, meine Gnädigste!“ schnarrte es in unnahehaftigem Rehton — „Excellenz befehlen?“ — „Prächtige Festnacht heute, wo verloren gegangene Bienenkönigin wieder haben!“ — Gelächter, Rufe, glodenhelle Mädchenstimmen.

Ernst Eckhof erging es wie den Insecten, die, weil sie sich der Flamme zu entziehen suchen, in sie hineintaumeln und sich verbrennen. Der herannahende Zug hielt offenbar die Richtung auf seinen Standpunkt inne, und er wandte sich deshalb seitwärts und barg sich im Schatten eines blühenden Bosquets, um jenen vorüber zu lassen. Doch plötzlich machten die Fadeln eine ganz unerwartete rasche Schwenkung, sie blitzten unmittelbar vor ihm auf und reichten sich zu einem Kreise, und es war noch das Wie begriff, gewahrte er sich selbst im Mittelpunkt desselben auf einer kleinen Rotunde, neben einem zuvor von ihm nicht bemerkten weißen, mit Blumenguirlanden umschlungenen Altar. Etwa zwanzig männliche und weibliche Gestalten, sämmtlich in allegorisch-mythologischen Costümen umschlossen ihn, ihm gegenüber aber löste sich eine hohe, ganz weiß gekleidete Nymphe aus der Reihe und trat mit einem von Melissenblüthen gefüllten Körbchen auf den Altar zu, unverkennbar, um sie ihrer Rolle gemäß als Opfergabe auf demselben niederzulegen. Doch plötzlich stockte ihr Fuß, ihre Augen richteten sich groß und wie im Traum in zwei andere stumme, glänzende Augen, denen sie neben dem Altar begegnete, die sie wie auf einer Strahlenbrücke trafen und sie hielten — und der Korb fiel ihr aus zitternder Hand.

War es ein Traum, eine märchenhafte Erfüllung der Bitte, die er an Luna's lächelndes Antlitz gerichtet? Auch Ernst Eckhof stand secundenlang, Alles um sich vergessend, wie betäubt, dann war ihm, als träume er und beuge im Traum vor der Erscheinung die Knie und sage:

„Du kommst, Melitta, ja Du kommst. Ich habe hier auf Dich geharrt, so lang' ich zu denken vermag, Luna, die liebliche, weiß, was ich ihr gelobt, wenn sie Dich mir brächte. Ich bin nicht Apoll, noch der Olympischen Götter — zu den Aermsten der Sterblichen zähle ich und nahe Dir wie einer Gottheit, in deren Händen mein Leben verschlossen liegt. Der Blick Deines Auges hat es in Licht getaucht, und es versinkt in Nacht, wenn Du ihn von mir wendest. Der Laut Deiner Stimme hat mich geru-

fen, und ich bin aus dem Nichts gekommen, wie der Palm auf den Ruf des Frühlings. Aus dem Todeschlaf haben Deine Zaubersprachen meine Seele geweckt — nimm sie nicht von mir wieder, sondern laß sie zu Deinen Füßen aufjubeln in den Sonnenglanz, mit dem Dein Wunderantlitz sie überfließt. Auf Deinen Lippen liegt mein Schicksal, Du Holde, Unbegreifliche — sei mir gnädig!“

„Famos!“ — „Bravo!“ Händeklatschen und Beifallsrufe tönten aus der Runde. „Hat er wie der beste Schauspieler gemacht!“ — „Wer ist er?“ — „Was stellt er vor?“ — „Einen Hirten vom Felde, oder Fischer oder derlei.“ — „Comtesse scheint verwirrt, 's ist offenbar ein eingelegtes impromptu, von dem sie nichts gehaut, und sie weiß nicht, was sie antworten soll.“

Das junge Mädchen stand wie von Purpur übergoßen, ihre Hand suchte einen Halt, den sie nicht fand, ihr Gesicht bestätigte die Richtigkeit der Vermuthung, daß sie nicht wußte, was sie erwidern sollte. Sie bückte sich verwirrt zu Boden und raffte die ihr entfallenen Blumen auf, dann hob sie entschlossen die Stirn und einen Schritt auf den jungen Mann zutretend und seine Augen mit den ihren haltend, entgegnete sie:

„Steh' auf, Du irrst Dich, ich bin eine Sterbliche gleich Dir und nicht mehr, als Du. Doch ich danke Dir und glaube den Worten, die Dein Mund gesprochen, glaube, daß es Dein Herz war, welches sie sprach. Und so nimm, was ich bieten kann zum Lohn und zum Pfande, daß ich es nicht vergessen werde —“

Sie schüttelte die Melissenblüthen ihm über die Stirn, dann plötzlich mit veränderter Stimme fügte sie hinzu:

„Ein hübscher Zufall — ich muß wohl Diejenige sein, die Sie meinem Vater vorstellt, denn ich glaube nicht, daß Jemand sonst aus der Gesellschaft es zu thun vermöchte, und selbst ich vermag es nur zur Hälfte, da ich nicht einmal Ihren Namen weiß. — Der Herr, lieber Vater, von dem ich Dir erzählt, daß Du es ihm dankst, wenn Dein unvorsichtiges Töchterlein hier unter Euch sich noch befindet und nicht drüben am Grunde des See's liegt —“

Hatte sie noch mehr gesagt? Ernst Eckhof wußte es nicht. Er war aufgesprungen und blickte verstört um sich; gleich einem Blitzstrahl hatte es das Traumgewölke, das über ihm gelegen, zerrissen, und die nackte Wirklichkeit stand wie ein plötzlich aufgebrochenes, grünendes Geyser vor seinen Augen, von denen der Schleier gefallen. Er starrte in das Gesicht des ältlichen Herrn, der mit vornehmer Artigkeit den Hut vor ihm lästete, und erkannte die Züge dessen, der ihn vor vielen Jahren einst drüben im Walde an der Hand gefaßt und gefragt, warum er weine. Fast war's ihm, als könne derselbe im nächsten Augenblick Grund haben, die nämlliche Frage an ihn zu richten, und er bezwang sich mit krampfhafter Gewalt und verbeugte sich vor Seiner Excellenz. „Darf ich denn um Ihren Namen bitten, damit wir wissen, wem wir so viel verdanken?“ sagte diese.

„Eckhof — Ernst Eckhof.“

„Ah,“ versetzte Graf Sternberg, „ich habe Ihren Vater gekannt, ein braver Mann.“ Er schwing einen Augenblick ein wenig verlegen. „Sie haben uns ja eine recht artige Ueberraschung bereitet, indem Sie sich unerwarteter Weise an unserm kleinen Gartenherz, der gestern durch das Verschwinden meiner Tochter unterbrochen wurde, theilhaftig haben. Es ist wohl in der Stadt davon gesprochen worden, so daß wir dadurch das Vergnügen Ihrer Gegenwart heut' Abend genießen. Ich weiß nicht, ob es Ihnen Interesse erregen wird, dem Verlauf unseres kleinen Festes weiter zu folgen, da die Theilnehmer desselben Ihnen vermuthlich sämmtlich unbekannt sein werden, aber jedenfalls hoffe ich, daß Sie uns die Ehre schenken, später an unserer Tischvereinigung zu participiren, mit der wir gegen Mitternacht unsere Maskerade zu beschließen gedenken.“

Ernst Eckhof verbeugte sich antwortlos abermals. Er preßte die Zähne aufeinander, denn er sah ein Duzend neugierig musterrnde Blicke auf sich gerichtet, die sich mit einem Achselzucken wieder von dem Sohn des braven Mannes abwendeten. Er sah auch, daß Adelheid von Sternberg's Augen schnell und unruhig umherliefen, daß fliegende Röthe und Blässe auf ihren Wangen wechselte — und zugleich gewahrte er sie ganz winzig klein im weißen Kleidchen vor sich, sie hielt seine Hand und deutete über den See auf die Seerosen hinüber, und er hörte, wie sie sagte: „Nicht wahr, Du kommst wieder, wenn Du größer bist? Dann heirathe ich Dich und dann darf ich Alles.“

Stand auch der Bediente mit seinem albernen-Gelächter wieder hinter ihr? Er hörte es doch ebenfalls.

Nein, er selbst war es gewesen, der laut aufgelacht hatte. Laut und selbstironisch und bitter, daß der hochgeborene Kreis ihn nicht mehr mit geringschätzigen, sondern mit staunend aufgezuckelten Brauen betrachtete. Doch er unterschied keine Gesichtsmehr, sie drehten sich alle wie im Wirbel um ihn her. Er redete bald diesen, bald jenen an und legte ihm, wenn derselbe zurückwich, vertraulich die Hand auf den Arm. Seine Augen glänzten mit irren Lichtern, und seine Lippen redeten unaufhörlich. Tolle Dinge, wie es ihm manchmal selbst vorkam, und wie die Gesichter derer, mit denen er sprach oder vielmehr, die er ansprach, unverhohlen ausdrückten, doch dann lachte er spöttisch wieder auf und verwirrte in schrankenloser Studentenmanier weiter. Er sah nicht, daß seine Gefährtin vom Abend zuvor ab und zu einen Blick voll Angst und Weh nach ihm hinüberwarf, nur daß sie einmal schon zur Seite wich, als er sich inmitten seines ironischen Redeschwails ihr nähern wollte, gewahrte er, und daß sie hastig den Arm eines schlanken jungen Mannes mit hocharistokratischen Zügen ergriff. Durch die Gänge des Parks bewegte die Gesellschaft sich fort, nun stimmerte es drüben vor dem Schloß von Tausenden bunter Lampions, die sich durcheinander schlangen und den Namen: „Adelheid“ in farbigen Lichtern gegen den Himmel schrieben. Eckhof starrte sie an und plötzlich nahm er wahr, daß die Fadeln um ihn verschwunden waren, und daß er sich allein befand. — Er drehte gedankenlos nach einem Geräusch hinter sich den Kopf. Da stand ein Bedienter in derselben Livree wie ehemals und war beschäftigt, einen andern Lampionstern am Rande des Weges anzuzünden. Mechanisch trat der junge Mann auf ihn zu und fragte: „Was für ein Fest wird denn eigentlich heut' hier gefeiert?“

Der Lakai sah auf und sah ihn an, als ob er an dem Verstande des Fragtellers zweifle. Dann antwortete er mit einer despectirlichen Bewegung: „Wenn Sie das nicht wissen, lieber Freund, gehören Sie wohl nicht in den Park, sondern sehen sich das Feuerwerk besser von draußen an. Wir feiern ein Doppelfest heut', Verlobung und Geburtstag auf Seiner Excellenz, des Herrn Grafen Schloß.“

„So? Nein, da gehöre ich wohl nicht hierher,“ wiederholte Ernst Eckhof tonlos. Er sah sich noch einmal um und ging

schwankenden Schrittes aus dem Lichtkreis fort, in den Schatten hinein, gradaus, er wußte nicht wohin. Dann murmelte es leise zwischen den Stämmen der Bäume, und mondbegeglanz lag der See vor ihm — weißschimmernd, deutlich erkennbar lag der Pavillon auf der kleinen Insel drüben, um ihren Rand stimmerte es wie winzige helle Sterne.

Er setzte sich auf einen Stein am Ufer, seine Lippen sagten leise, ausdruckslos: „Schänkmamsell!“ und seine Augen blickten ausdruckslos über die glänzende Wasserfläche. Hinter ihm begannen Raketen in die Luft zu steigen und zerplatzten in farbig leuchtenden Kugelregen, Feueräder schwirrten, und bengalische Flammen warfen ihr magisch glühendes Licht über Schloß und Park. Doch Ernst Eckhof wandte den Kopf nicht nach ihrer Pracht um, sondern hatte ihn schwer in die Hände gelegt und weinte.

Eine Weile verging, und eine weiße Mädchengestalt löste sich aus dem blendenden Lampionglanz, der die bewundernde Gesellschaft umschloß. Langsam wandte sie sich in einen der dunklen Gänge, dann eilte sie um sich spähend schnell und schneller vorwärts. Fast am Rande des Parks traf sie auf den Bedienten, der vorher den Lampionstern entzündet hatte, und richtete eine Frage an ihn, die er halb erstaunt, halb erschreckt, mit einem Deuten der Hand beantwortete. Hastig folgte sie der Richtung, durch die Bäume hinab an den See —

„Apoll! Triton! Eckhof!“ rief sie.

„Ernst —!“

Doch nur das glänzende Wasser murmelte um einen Granitblock an seinem Rande, kreischend jagte eine Möve vorbei, weiß schimmernden die Säulen des Pavillons, die Seerosen von der Insel herüber.

Fern drüben auf dunklem Waldweg tönte ein fester Schritt durch die nächtliche Stille, die nur hin und wieder noch weit im Rücken schon das Knattern des Feuerwerks unterbrach. Nun öffnete sich eine mondbestrahlte Lücke auf den See, und der Wanderer hielt einen Moment inne. Auf einer Strahlenbrücke gingen seine Augen zu dem Pavillon hinüber und begegneten dort, ohne es zu wissen, den andern, die jetzt von dem wasserumarmelten Stein ebenfalls auf ihm ruhten. Eine Rakete schoß herauf und stand über der Insel und schüttete eine Garbe prächtig leuchtender Sterne auf sie herab. Doch ehe sie diese erreicht, zerbrach sie farblos in Nichts, und nur das Mondlicht lag wieder schweigend über dem See und seinen Rufen.

„Sie sind nicht mehr, ihr Glanz zittert nur noch im Auge nach,“ sagte Ernst Eckhof leise, mit der Hand über seine Wimper zuckend. Ein Knarz schrie in dem Wipfel der Buche, unter der er stand, und Stimmen der Nacht regten sich ringsum im Walde. Schweigend wandte er sich und schritt eilig weiter, den südlichen Himmelsgehirnen entgegen.

Sterne des Südens! Auf eine andere Welt blicken sie herab und anders funkeln sie am dunkeln Gezelt. Wenn der braune Wüstensohn, wenn selbst der beim Anblick eines Eiszapfens zusammenkröselnde Erbe der Trümmer am Tiber sie auch noch eifige Nordlandsgehirne benennt, dem, der aus dem Lande der Buchen und Ulmen hinabkommt, erscheinen sie schon wie südlichen Zauber auspendend. Mildere Nächte beherrschen sie, wie die Sonne glühendere Tage.

Süßer duftet es zu ihnen empor, und sie vernehmen andere, melodischere Stimmen der Nacht. Wohl vermögen sie es noch nicht, dem Winter zu wehren, daß er seinen weißen Stab vom Norden bis hierher setzt, doch früher wecken sie die Lüfte des Frühlings, ihn mit weichem Flügel in seine Heimath zurück zu tragen, mit buntem Teppich überkleiden sie Thal und Bergeshalbe, und länger hält ihr Zauberblick den mit den Wandervögeln droben sich zum Ausbruch rüstenden Sommer zurück.

Woll und glänzend und glühend lag dieser jetzt über einem der schmalen, vom nördlichen Hochplateau weit ins Gebirg hinaufgedehnten Seen der Alpen. Die himmelanragenden Berge, die seinen Fuß umklammerten, trugen auf ihrem Firnscheitel ein fast meerestiefes Blau, fast durchsichtig auch bis in unmeßbare Tiefe hinunter, doch grün wie die Blätter der Akazie, die von seinem Rande zurückspiegelten, breitete unbewegt die Wasserfläche sich aus. Nur rothbewimpelte Röhne durchfurchten sie überall beinahe, wohin der Blick fiel. Manchmal schwall ein leiser Wellenrücken an und schaukelte sich weiter, dem Ufer an beiden Seiten zu. Er hob den Nachen, den er auf seinem Wege traf und wiegte ihn auf und ab, daß ein Lachen, hier und da auch ein schwacher weiblicher Schrei herüberlachte. Doch es war kein Windstoß, der die schwellende Woge veranlaßte und Befürchtungen wecken konnte, sondern nur die Räder eines Dampfeschiffes, das pfeifend und ferngeraden Rauch ausstößend, fast mit Fahrgästen überfüllt von der Stadt her, die den Kopf des See's bildete, das tausendfache Gewimmel durchkreuzte.

(Schluß folgt.)

Ausstellung von Frauenarbeiten.

In der Wiener Weltausstellung werden bekanntlich zum ersten Mal die Frauenarbeiten als selbständige Gruppe erscheinen. Wir lassen dahingestellt, ob es ein glücklicher Gedanke war, den Begriff so weit zu fassen, daß zum Beispiel auch schriftstellerische Leistungen von Frauen als Ausstellungsobjecte betrachtet werden, da sich ein Bild aller Erwerbsthätigkeit des weiblichen Geschlechts ja doch auf einer Ausstellung nicht geben läßt. Aber abgesehen davon, wird der eigentliche Stof dieser Gruppe, die Nadelarbeit im weitesten Sinne, gewiß auch in weiteren Kreisen Interesse erwecken und nützliche Fingerzeige geben für das, worauf bei Gründung oder Reform von Mädchenschulen niederen und höheren Ranges das Augenmerk zu richten ist, wenn die Erwerbsthätigkeit des weiblichen Geschlechts gesteigert werden soll. Eine ungefähre Vorstellung von dem zu Erwartenden lieferte die „Vorausstellung“ der österreichischen Arbeiten, welche durch mehrere Wochen im österreichischen Museum stattfand. Etwa fünfthalbhundert Aussteller aus allen Theilen des Reiches hatten sich betheiligt, und bei dieser Ziffer sind Schulen stets als Einheiten gerechnet. Vieles war darunter, was unter anderen Verhältnissen die Schwelle der genannten Anstalten nie hätte überschreiten dürfen, da es in zu großem Widerspruch mit den Principien eines jeden die Geschmacksverbesserung antreibenden Institutes steht. Indessen war diesmal das Museum nicht als solches betheiligt, sondern gab nur das Local her; die Jury wird demnach zu sondern und zu bestimmen haben, was überhaupt zur Ausstellung zugelassen werden soll. Und einen rela-

tiven Werth hatte es auch, einmal auf einem Fleck zu sehen, worauf Frauen Zeit, Fleiß, Augenlicht verwenden zu sollen glauben.

Der Erkenntniß konnte sich bei Betrachtung dieser Specialausstellung wohl Niemand verschließen, daß das absolut Beste da geleistet wird, wo sich noch Hausindustrien erhalten haben, und insbesondere da, wo die Bevölkerung noch in Berührung mit dem Orient steht, wie zum Beispiel in der Bukowina. Sinn für Farbenharmonie, natürliches Gefühl für das Wesen des Dramas zeigen sich auf keiner anderen Stelle so lebendig. Feine Bäuerinnen, die keine Kunstschulen besucht und nie ein Museum gesehen haben, kommt es nicht in den Sinn, Gemälde liefern zu wollen, sie machen nicht durch ihre Stickerie den Gegenstand unbrauchbar. Eben weil sie für den praktischen, größtentheils für den eigenen Gebrauch arbeiten, wissen sie so gut die Grenze für das Anbringen des Schmuckes zu ziehen, und eine langjährige Tradition läßt sie unbewußt in Formen und Farben sitzgerecht bleiben. Aus cultivirteren Gegenden waren ganz vorzügliche Weißstickereien, Häkel-, Neg- und Trivoltitätenarbeiten gekommen, aber fast augenblicklich, wie wir uns der farbigen Stickerie nähern, beginnt die Geschmacksverwirrung. Eine rühmliche Ausnahme machen die Konnen, welchen eben wieder die Tradition zu Gute kommt. Dagegen haben nicht bloß Dilettantinnen, sondern leider auch viele „Industrieschulen“ ganz Himmelschreiendes beigezeichnet. Es ist ein Jammer, anzusehen, wie viel Zeit und Mühe verschwendet wird, um die abgesehensten Caricaturen aus Wollfäden, Flittern, Zwiebeltschalen, Cocons, Haarabstuheln, Brotteig und dergleichen mehr zu fabriciren; ein Jammer, wie mit wirklich bewundernswerther Kunstfertigkeit mit der Nadel eine schlechte Copie eines Holzschnitts zu Wege gebracht wurde. Augenscheinlich wird es noch lange währen, bis unsere Damenwelt begreift, daß es kein Verdienst ist, sich Aufgaben zu stellen, welche mit dem gegebenen Material und der gegebenen Technik nimmermehr zu erreichen sind. Von den Ungeheuerlichkeiten, die Plattschich im Verein mit Aquarellmalerei oder gar mit Wachsböhrung zu Tage gefördert hatten, ist am besten zu schweigen. Aber nicht nachdrücklich genug können wir die Leserinnen des Bazar, welche die Ausstellung in Wien besuchen wollen, schon jetzt auf die nationalen Arbeiten aus halbwillkürlichen Ländern aufmerksam machen.

Ein Spaziergang im Salon.

Plauderei von Louise Mühlbach.

(Fortsetzung.)

Nun, Theuerste, laß Deine Augen zuerst ein wenig an den Wänden spazieren gehen. Da dicht neben der Flügelthür, die nach dem Corridor hinaus führt, siehst Du links und rechts auf bronzenen Untersätzen Statuetten von Marmor. Das sind kleine, sehr fein ausgeführte Nachbildungen des „Dornausziehers“ und der „Nymphen“ aus der herrlichen Antiken-Sammlung zu Florenz.

Ich kaufte diese Marmorstatuetten vor einigen Jahren auf einer Auktion, die eine ziemlich tragische Veranlassung hatte.

Eine Dame, deren Haus berühmt war als Mittelpunkt für die gute Gesellschaft von Berlin, und in deren Salon Künstler und Dichter, Staatsmänner und Gelehrte sich zusammenfanden, hatte bei einem früheren Aufenthalt in Florenz sich unter vielen anderen Kunstschätzen auch diese beiden Statuetten gekauft, die in ihrem Salon prangten.

Es geschah ihr, was Jedem geschieht, der in Italien längere Zeit gewohnt und aus der Fontana Trevi in Rom das sprudelnde Quellwasser getrunken. Sie empfand in Berlin eine stete Sehnsucht nach Rom, nach Italien überhaupt, und trotz ihrer angenehmen gesellschaftlichen Stellung beschloß sie, doch wieder den Winter in Rom zu verbringen. Wohl bedacht, sich und ihre Reichthümer vor jedem Unfall zu sichern, packte sie ihre Juwelen sowie auch ihre Werthpapiere in eine Cassette und übergab sie einem jungen Manne, der seit vielen Jahren in ihrem Hause Wohlthaten genossen und Gastfreundschaft empfangen, damit er sie nach der Bank zur Deponirung in den feuerfesten Gewölben derselben hintreage.

Am andern Morgen kam der junge Mann, um die Dame, seine Wohlthäterin, zur Eisenbahn zu begleiten, und er übergab ihr zugleich den Schein über die Ablieferung der Cassette.

Madame begab sich nun nach Italien, verlebte dort einen schönen, glücklichen Winter und kehrte im Frühling zurück nach Berlin.

Der junge Freund empfing sie nicht auf der Eisenbahn. Er war seit einigen Monaten nicht mehr in Berlin anwesend und hatte seiner Gönnerin nicht geschrieben.

Sie begab sich also persönlich nach der Bank und empfing gegen Auslieferung des Scheins ihre Cassette. Sie war wohl verschlossen und unbeschädigt, ganz so, wie sie dieselbe dem jungen Manne übergeben hatte. Madame öffnete dieselbe, um die Juwelen und Papiere wieder hervorzunehmen. Aber man denke sich ihren Schrecken, als sie statt des kostbaren Inhalts, den sie selber hineingelegt, die ganze Cassette nur mit Steinen und werthlosen Druckpapieren beschwert fand!

Es war das ganze Vermögen der Dame, welches in der Cassette sich befand, mehr als hunderttausend Thaler in Werthpapieren und zwanzig tausend Thaler in Juwelen!

Die Dame wandte sich natürlich klagend und voll Entsetzen zuerst an die Bank, der man ihre Cassette übergeben. Doch es ward ihr achtselnd erwidert, daß man dafür nicht einstehen könne, was die Cassette enthalten habe; sie sei verschlossen zur Aufbewahrung übergeben und verschlossen wieder ausgehändigt worden.

Nun wandte die Dame sich an den alten Vater ihres jungen Schützlings und begehrte von ihm die Adresse des Sohnes.

Aber noch bevor sie einen Brief an ihn abgesandt, stellte der Sohn sich selber bei ihr ein. Zerknirsch und reuevoll, ganz verzweifelt gestand er ihr, daß er allerdings das Verbrechen begangen und seine Wohlthäterin ihres ganzen Vermögens beraubt habe; nicht aber in der Absicht, sie zu bestehlen, sondern weil ein Traum ihm gesagt: „Du wirst am Spieltisch Dein Glück machen!“ Dieser Traum hätte ihn drei Nächte hinter einander verfolgt, und gerade an dem Tage nach dem dritten Traume wäre es geschehen, daß seine Wohlthäterin ihm die Cassette übergeben. Da wäre es ihm gewesen, als habe der Traumgott ihm dies Mittel an die Hand gegeben, um seine Zukunft zu begründen. Er hatte mit der Cassette sich in seine Wohnung begeben, und es war ihm

gelingen, dieselbe zu öffnen. Er hatte das Geld und die Brillanten aus derselben entnommen, ihr die neue Füllung gegeben und sie sodann auf die Bank getragen, wo man dieselbe arglos ihm abgenommen. Dann hatte er die Papiere in Geld umgesetzt, die Juwelen in Frankfurt und Hamburg verkauft und mit diesem Vermögen von 130,000 Thalern sich nach den Spielbädern begeben, um dort „sein Glück zu machen“. Er wollte ja nur das Geld entleihen von seiner Wohlthäterin und dann, wenn er selber damit sich ein Vermögen erpüelt, dann wollte er ihr reuevoll ihre Schätze zurückgeben und bekennen, was er gethan. So war seine Meinung, und mit dieser begab er sich an die Spielbank in Wiesbaden. Die ersten Tage gewann er; das gab ihm neuen Muth und bestärkte ihn in dem Glauben, daß der Traumgott ihm sein Glück wirklich geschenkt.

Aber nach den anfänglichen Gewinnen kamen die Verluste und steigerten sich täglich, und nach vierzehn Tagen des verzweiflungsvollen Ringens war Alles verloren, Alles!

Er klagte das seiner Wohlthäterin unter Thränen; er sagte ihr: „Sie können mich jetzt noch unglücklich machen, Sie können meinen Vater, der Nichts von allem diesem weiß, zur Verzweiflung treiben, Sie können mich vor Gericht anklagen. Aber was würde es Ihnen helfen? Sie würden nur das Glück meiner armen, redlichen Familie für immer zerstören, aber Sie würden von Ihrem verlorenen Gelde nicht einen Thaler wieder erhalten; denn ich bin so arm, wie ich immer gewesen. Ich würde entweder zum Selbstmörder werden, oder man würde mich, wenn ich es überlebte, auf lange Jahre ins Zuchthaus senden. Was hätten Sie davon? Und was könnte Ihnen das nützen? Es wäre nur eine Rache, aber es brächte Ihnen keinen Vortheil. Lassen Sie mich also frei von dannen gehen. Ich will nach Amerika gehen und dort versuchen, Geld zu erwerben. Ich will jedes rechtliche Mittel anwenden, um zu arbeiten und Geld zu verdienen. Und was ich habe, das soll Ihnen gehören. Ich verzeihe Ihnen mein ganzes Leben. Nehmen Sie es an als Buße.“

Und da seine arme, betrogene Freundin einsehen mußte, daß er Recht hatte, daß eine Klage vor Gericht sie nicht wieder in den Besitz ihres Geldes setzen würde, so entlagte sie der Klage wie der Rache. Sie gab von dem ihr noch geliebten Gelde, das sie von ihrer Reise heimgelbracht, dem Betrüger Geld zur Fahrt nach Amerika und ließ ihn abreißen. Und dann veranstaltete sie eine Auktion, verkaufte alle ihre schönen, gesammelten Kunstschätze, Alles, was ihr von den frühern Tagen ihres Glanzes noch geblieben, und die paar tausend Thaler, welche aus der Auktion ihr zufließen, waren nun das einzige Besitztum, mit welchem sie sich in irgend eine kleine Stadt zurückzog.

Ich habe seitdem Nichts von ihr vernommen und weiß auch nicht, ob ihr Unterstüngen von dem Treulojen, dem nach Amerika Gewanderten zugeslossen sind.

Neben dem Dornauszieher drüben an der Wand über dem hoch geschweiften Sopha hängt ein ziemlich großes Delgemälde, eine Copie des Raphael'schen Frescogemäldes aus der Kirche Santa Maria della pace in Rom, das vier Sibyllen darstellt, wie sie von ebenso vielen Engeln ihre Weissagungen erhalten, eine der herrlichsten Compositionen des großen Künstlers.

Es knüpft sich an dies Gemälde eine anmutzsvolle Sage.

Raphael, so meldet sie, habe durch Bramante Gelegenheit gefunden, die Sibyllen des Michel Angelo, welche dieser auf Befehl des Papstes Julius in der Sixtinischen Kapelle malte, zu betrachten, noch bevor dieselben irgend Jemand sonst gesehen. Und dann habe der jüngere Meister, den man immer zugleich als den Nebenbuhler und Neben Michel Angelo's betrachtete, dem Verlangen nicht widerstehen können, auch eine Darstellung der Sibyllen zu unternehmen.

Während Michel Angelo weiter malte an seinen Sibyllen in der Sixtinischen Kapelle, begann auch Raphael seine Sibyllen zu malen in der Kapelle des Agostino Chigi, in der Kirche Santa Maria della pace. Noch bevor die Sixtinische Kapelle vollendet und den Besuchern geöffnet ward, hatte Raphael mit seiner raschen Meisterhand sein Gemälde von den Sibyllen beendet.

Für das Bild hatte sich Raphael von dem Kassirer des Fürsten Agostino Chigi schon im voraus fünfshundert Scudi zahlen lassen.

Als das Gemälde vollendet war, begehrte Raphael den Rest des Honorars, allein der Beamte des Fürsten behauptete, die fünfshundert Scudi seien die ganze Kaufsumme gewesen. Da verlangte Raphael, daß sein Gemälde von einem Kunstverständigen abgeschätzt werden solle.

Der Kassirer des Fürsten Chigi wandte sich deshalb an Michel Angelo, welcher in dieser Zeit mit flammendem Aerger sich oft darüber geküßert, daß Raphael heimlich seine Sibyllen angeschaut und das Gegenstück derselbe heimlich geschaffen.

Michel Angelo begab sich, begleitet von seinen Schülern, in feierlichem Aufzug nach der Kirche Santa Maria della pace, und lange stand er da in tiefer Betrachtung des großen Frescobildes.

Dann erklärte er das Werk als eins der herrlichsten und schönsten des Raphael, und es sei zum mindesten geboten, daß jeder Kopf der Figuren allein mit hundert Scudi bezahlt werde.

Demgemäß, da das Gemälde elf Figuren enthält, hatte der Kassirer des Fürsten dem Künstler noch sechsundert Scudi nachzuzahlen.

Fürst Agostino Chigi gab dem Kassirer den Befehl dazu und schärfte ihm ein, den Raphael Urbino mit diesen nachgezählten sechsundert Scudi auf recht höfliche Weise zufrieden zu stellen, „weil“, wie er sagte, „er zu Grunde gehen müsse, wenn der Künstler auch die Gewänder noch in Rechnung bringen würde.“

Und also empfing Raphael nach vielem Streit für sein riesengroßes, meisterhaftes Frescogemälde der Sibyllen nur die Summe von elfshundert Scudi. Eine Summe, die unsern modernen Malern für kleine Bilder von kaum drei Fuß Länge willig und freudig ausgezahlt wird!

Nur der Fürsprache und dem Urtheil des Michel Angelo verdankte es Raphael überhaupt, daß er diese Summe erhielt, und doch vermeintete die Schüler Raphael's wohl, der große Buonarroti sei ein Neider und ein Gegner ihres Meisters.

Vielleicht war aber das Gegentheil der Fall, und wenn auch nicht Raphael selbst, so waren es doch seine Schüler sicherlich, welche den großen Michel Angelo mit ihrer Feindschaft und ihrem Neide verfolgten.

Sehr schön hat Friedrich Hebbel diesen Neid und diese Feindschaft, welche den großen Buonarroti überall verfolgte, in seiner Tragödie „Michel Angelo“ dargestellt.

Diese Tragödie ist für mich überhaupt das schönste Werk des Dichters Friedrich Hebbel, der, wenn er auch vielleicht nicht ganz die erhabene Stelle einnahm, die er selber sich gab, doch sicher zu den größten Dichtern unserer Nation gerechnet werden kann.

Und unter allen seinen Werken erscheint mir der „Michel Angelo“ als das schönste und das vollendetste.

Da drüben, neben dem kleinen gemalten Marmortisch, der vor der Staffelei steht, auf welcher eine große Photographie aufgestellt ist, siehst Du ein Buch liegen. Das ist der Michel Angelo von Hebbel. Jene Stelle dort bei der Staffelei hat für mich ungefähr die Bedeutung, welche in den alten Häusern der Römer der Altar der Laren hatte. In jeder Woche stelle ich auf die Staffelei eine andere große Photographie, die irgend ein Meisterwerk der alten Kunst darstellt. In jeder Woche lege ich auch auf den Tisch dort ein anderes Werk irgend eines großen Dichters und erquicke mich im Beschaun des Bildes und erhebe mein Gemüth, indem ich von Zeit zu Zeit das Buch aufnehme und irgend eine Stelle aus demselben lese. In dieser Woche liegt Michel Angelo von Hebbel auf dem „Larenstisch“.

Neben dem großen Bilde Raphael's hängt an der Seitenwand eine Copie der Raphael'schen Madonna Colonna, dieses Meisterwerkes in der Darstellung von Jungfräulichkeit, Zartheit, Grazie und Anschuld.

Unter dem Madonnenbild steht ein schöner Schrank von der Pariser Ausstellung 1867, den mir ein Freund von dorthier zum Geschenke mitgebracht.

Es ist ein Boulefschrank. Diese Boulearbeiten, aus Schildpatt und Metall zusammengefügt, galten auch vorzugsweise für französische Fabrication, und doch war ihr Erfinder ein Deutscher, Namens Buhl, der freilich mit seiner Erfindung nach Paris auswandern mußte und dort erst die zur Geltung bringen konnte. Dafür hat er auch seinen Namen französischen und seine Erfindung von Franzosen ausbeuten lassen müssen. Auf der oberen Marmortafel des Schrankes steht zwischen zwei farbigen Statuetten schöner Egypterinnen eine kleine Schale, die nicht bloß ihrer schönen Arbeit und Form, sondern auch ihrer historischen Bedeutung wegen Werth hat.

Diese Schale, auf zierlichem, schlankem Fuße ruhend, ist candelirt, von reizender Form, gearbeitet aus Kupfer, das mit jener schönen hellblauen Emaille überzogen ist, die Jahrhunderte lang ein Geheimniß der Fabrikanten in Limoges war. In die Emaille eingelassen sind kleine Edelsteine und Perlen, zu niedlichen Arabesken verknüpft.

Es ist eine Arbeit aus der Zeit Ludwig XIII. und für mich noch besonders werthvoll, weil es ein Geschenk des Herzogs von Coburg ist, das mir derselbe im Jahre 1870 aus Frankreich nach Cairo zum Geschenk sandte. Du siehst, es liegt ein Zettel dabei, und ich lese Dir den Inhalt des Zettels vor, er lautet: „Versailles, den 30. December 1870. Schale aus emailirtem Kupfer aus der Zeit Ludwig XIII., unter dem Schutte des Schlosses von St. Cloud gefunden. Andenken aus schweren, großen Tagen von Ihrem alten Freunde Ernst.“ — Weiterhin an der Wand, an der anderen Seite der Thür, siehst Du hüben und drüben über dem kleinen französischen Divan in der Mitte der Gemälde ein Paar Rocospiegel, die ich mir als kostbare Errungenschaft von meiner letzten Reise aus Venedig mitgebracht habe.

Diese Spiegel sind noch aus jenen Tagen, als die Venetianer es liebten, in der Mitte der Spiegel Figuren einzuschleifen und den Rand mit Arabesken zu umgeben. Auf einem der Spiegel befindet sich eine tanzende Nymphe, und drüben auf dem andern ein Mars.

Die holzgeschnittenen Rahmen zeigen in ihrer Vergoldung noch einen Glanz und eine Pracht, die nicht ahnen läßt, daß die Rahmen wie die Spiegel schon über zwei Jahrhunderte alt sind. Aber wende jetzt den Blick zu diesen beiden andern Spiegeln, welche an den vorspringenden Seitenflügeln der Nische hängen, und betrachte die Bouquets, welche neben den großen türkischen Vasen auf der Marmorconsolle der Spiegel stehen.

„Bouquets nennst Du das?“ fragte Auguste lachend. „Diese Dinger, die wie aus Stroh und Nische fabricirt sind, nennst Du Bouquets?“

„Betrachte dies Stroh mit Ehrfurcht und habe Respect vor dieser Nische, meine leichtfertige Freundin! Denn weißt Du, was dieses Stroh oder vielmehr diese getrockneten Palmblätter bedeuten? Höre mir zu, und neige ehrfürchtig Dein schönes Haupt. Papst Pius IX. gab mir diese Zweige, als ich im vorigen Jahr um die Osterzeit in Rom mich befand. Es war bei Gelegenheit der letzten großen Audienz, welche Se. Heiligkeit am Vorabend des Palmsonntags erteilte. Ich hatte mich ganz in Schwarz gekleidet, denn der Papst empfängt nur Damen in schwarzer Kleidung. Und die Etiquette verlangt, daß man bei solchen Audienzen ohne Handschuhe und ohne Hut erscheint, nur das Haupt mit einem schwarzen Schleier bedeckt, der das Gesicht indeß nicht verhilft.“

Im großen Vorsaal der Privatgemächer Sr. Heiligkeit hatten wir uns, mehrere hundert Herren und Damen, versammelt. Alle Blicke waren im erwartungsvollen Schweigen nach der großen Flügelthür hingerrichtet, durch welche der Papst eintreten mußte.

Jetzt öffnete sich die Thür, und zwei Kammerer erschienen in derselben. Dann kam der Papst, und bei seinem Erscheinen warfen die Gläubigen alle sich auf die Knie nieder und beugten tief ihr Haupt zur Erde vor dem Stellvertreter Petri.

Langsam dann, auf einen Wink des Papstes, erhoben sie sich wieder, und er begann nun mit voller melodischer Stimme seine Ansprache und seinen Ostergruß an die Gläubigen.

Es waren nur einige wenige Worte und dann schritt er vorwärts und ließ von den nachfolgenden Dienern, welche eine Masse von geflochtenen Palmzweigen trugen, sich einen nach dem andern solcher Zweige darreichen, um sie zu vertheilen. Und bei jeder solchen Gabe neigte er freundlich lächelnd sein Haupt.

Als der Papst mir mit seinem schönen, milden Lächeln und seinem freundlichen Blicke die Palmzweige darreichte, sank ich nicht wie die Andern auf die Knie nieder; ich unterließ es nicht aus Mangel an Ehrfurcht, sondern ich that es, weil mir schien, ich würde mich durch dieses Kniefallen einer Sünde theilhaftig machen und den Papst gekränkt haben, indem ich ihn glauben ließ, ich sei ein Katholikin.

Er verstand vielleicht, weshalb ich nicht kniete, denn er nickte mir zweimal noch freundlich zu, ging dann weiter und schaute noch einmal zu mir zurück und nickte wieder.

Und nun das Bouquet aus Nische dort drüben? Das habe ich mir selbst gepflückt in der Wüste. Also, Respect vor diesen aschfarbenen Stielen mit den aschfarbenen Mättern. Es ward mir sauer genug, als ich im brennenden Sonnenschein in der Mitte der Wüste anhielt und von meinem weißen Gesel, Namens Bismarck, niederstieg, um mir diese Blumen, die einzigen, welche auf dem gelben Sande der Wüste sich erhoben, zu pflücken. Es war auf meinem Ritt nach Sahara, wo ich die Stufen-

pyramiden und die Serapisgräber besuchte. Bis Petreschin waren wir mit dem Dampfboot gefahren, welches der Rhedive mir zu der Reise zur Verfügung gestellt. Dort standen für uns, das heißt für mich und für die Gesellschaft, die ich mir zu dieser Reise eingeladen, die Esel bereit, zweieinunddreißig an der Zahl.

Nach zweistündigem Ritt hielt ich neben einem Büschel solcher grauen Blumen, der einzigen Unterbrechung auf der

Romanze.

Frei nach dem Spanischen von
Emanuel Geibel.

(Mit Originalzeichnung von Professor W. Camphausen.)

gelben Fläche der Wüste, und ich stieg nieder, um mir zur Erinnerung dieses Bouquet zu pflücken. Die Andern folgten meinem Beispiel, und wir lagerten uns ein wenig auf dem heißen Sande und ruhten, während unsere Diener, denen die Hitze und die Sonnenstrahlen nur sehr willkommen waren, über uns die großen gelben Sonnenschirme zum Schutz ausgebreitet hielten.

(Schluß folgt.)



A. P. Brendo meur.

Wiss' es, Blanka, meine Tochter:
Weil Du süß'ger Liebe Sproß,
Hab' ich früh schon in der Wiege
Dich dem Heiland anverlobt.
Morgen reiten wir selbender
Nach Sanct Anna's Klosterhof,
Daß Du dort ein Nönnlein werdest
Dir zum Heil und mir zum Trost. —
Mag kein Nönnlein werden, Vater,
Denn mein Herz ist jung und froh,
Tanz und Jagd gefällt mir besser,
Als zu singen auf dem Chor.
Schad' auch wär's um meine Locken,
Sie zu kürzen schonungslos;
Schad' um meine weißen Füße,
Die nur seidne Schuh gewohnt. —
„Mach Dich fertig, meine Tochter,
Besser weiß ich, was Dir frommt;
Morgen ziehn wir früh vor Tage
Nach Sanct Anna's Klosterhof.“ —

Als die Jungfrau das vernommen,
Räumte sie ihr milchweiß Kopf,
Räumt' es unter bitterm Thränen,
Ritt hinab zum wilden Forst.
Ganz in ihren Gram versunken
Sah sie nicht, wohin sie zog,
Kam zur tiefsten Waldestiefe,
Als das Spätroth schon verglomm,

Kam zuletzt zur alten Linde,
Wo der Eisenbrunnen quoll.
Aufgeweckt vom Wasserrauschen
Ihren Blick erhob sie dort,
Sieh, da ritt ein schöner Knabe
Neben ihr auf schwarzem Roß,
Trug im Haare Lindenblüthe,
Trug am Gurt ein silbern Horn
Und begann so süß zu blasen,
Daß ihr Gram davor zerschmolz,
Und ihr Herz von heißer Sehnsucht
Nach dem schönen Fremdling schwoll.
Als sie endlich, ganz bezaubert,
Sich zu ihm hinüberbog,
Hielt mit Blasen ein der Knabe,
Sprach sie an mit sanftem Wort,
Und umfing sie, wie sie ritten,
Mit den Armen liebevoll.
Langsam, in den Blumen weidend,
Schritten ihre Zelter fort,
Schritten sacht hinein ins Dunkel,
Wo sich jeder Pfad verlor;
In den Lüften ging ein Singen,
Durch die Wipfel schien der Mond.

Andern Morgens leer am Schloßthor
Stand der Jungfrau milchweiß Kopf;
Doch sie selber blieb verschollen
Für und für im wilden Forst.

Lieb Vaterland, kannst ruhig sein!

Zu Professor Böttcher's Illustration, von Georg Kelly.

Es ist in den Augusttagen des großen Jahres.

An den Häusermauern kleben die ersten jener leuchtenden Siegesdepeschen, welche die Einleitungs- und Probeblätter einer unvergleichlichen Sammlung bilden sollen.

Die Schlacht bei Wörth geschlagen, die Elite der französischen Armee vernichtet! —

Schlacht und ungeziert haben unsere einfachen deutschen Jungen den paradirenden Heldenpielern die Theaterjacke ausgezogen; dem auf den Effect der Effecte berechneten Kriegsgedehle der hüpfenden Turco's sind sie mit dem kindlichen Freuden-schrei: „schau, da kommen die Hauswurst'n“ begegnet; die welterschütternde Posanne der „Marseillaise“ ist durch die kleinbürgerliche „Wacht am Rhein“ ins Reich des wesenlosen Brumm-eisens gedrängt worden.

Die Schlacht bei Wörth! —

Welch ein jubelndes Aufathmen im ganzen Deutschland!

Wie sich auf den Straßen Alt und Jung beglückwünscht, wie man sich die rechte Hand schüttelt und mit der linken dank-erfüllte Pantomimen gen Himmel fuchtelt. Freund und Feind fallen sich verjöhnt und wonnetrunken in die Arme; der Ein-

heimische drückt den Wildfremden stürmisch an die wogende Brust; der Gläubiger mahnt, vom Tummel der Begeisterung umstrickt, den Schuldner im Laufe des Tages nur zwei bis drei Mal; die allgemeine Seligkeit kleidet sich in ihr lichtestes Sonntagsgewand.

A. erzählt's dem B., und B. erzählt's an A. zurück, darauf A. wieder an B., und B. unverzagt nochmals an A. „Thut nichts, könnt's noch öfter hören!“ Schließlich erzählen es die Zwei sich zugleich und unisono, bis um die Ecke des Marktplatzes ein rathsherrliches Opfer biegt, das ihr Duo zu einem hochbedeutenden Terzett abrundet.

Und wie genau sie Alles vorhergesehen, Alles im voraus geahnt haben. Sagte ich es nicht immer, sagte ich es nicht immer — murmelt der Rathsherr ein über das andere Mal — so und nicht anders konnte es kommen; schon beim ersten Anprall mußten wir sie aufreiben wie einen Zwieback!

Eigentlich hat sich der Rathsherr, der seine farbeglühenden Redebilder mit Vorliebe dem ihm eigenthümlichen Bäckerberuf zu entnehmen pflegt, in seinen strategischen Prophezeiungen vor dem Wörther Siege nicht so völlig unsehbar gezeigt; das hindert aber seine beiden Begleiter, A. und B. nicht, zustimmend vor dem Mächtigen das Haupt zu neigen und — abermals unisono — auszurufen: wie einen Zwieback, wie einen Zwieback! —

Welch Gedränge dort vor dem Plakat, das in fetten Lettern

den Bewohnern der Stadt die gewaltige Neuigkeit verkündet; die gebückte Matrone reckt sich, so sehr sie kann; umsonst! Die trübten Augen vermögen das Durcheinander der tanzenden schwarzen Striche nicht mehr zu entwirren. Das siebenjährige Schwesterchen versucht unter Assistentz ihres kleinen Bruders, der den Geist der Wissenschaften schon bis zum „d-e-r — der, B-a-u-m — Baum“ erfaßt hat, buchstabierend den Sinn der Depesche zu entziffern; vergebene Anstrengung; schon bei Mac — bleibt die bekümmerte Leserin unerbittlich feststehen; und vollends freicht schon und hoffnungslos ihr gelehrter Gefährt vor dem Mahon die Segel.

Da, o Glück, naht der Herr Stadtschreiber, ein kundiger, vielerfahrener Mann; mit stolz aufgerichteter Denkerstirn schreitet er dem Maneranschlage zu, in schweigender Ehrfurcht von der Menge begrüßt, die ihren Mitbürger mindestens für einen Ab-leger des Orakels von Delphi hält. Der Stadtschreiber setzt seine Brille in Angriffszustand und studirt zur besseren Orientirung still und gemessen für sich das Plakat durch, während er mit dem Messingknopf seines Stabes langsam Silber auf Silber betupft und bei Fremdwörtern vorzichtshalber jeden einzelnen Buchstaben mit einem längeren Tremolo bedent. Dann räuspert er sich und liest fast ohne Anstoß mit lauter, bis zum Spritzenhaus tönender Stimme das Kriegs-Telegramm der lauschenden Versammlung vor. So tief und eingewurzelt ist der Respect der Leute vor dem großen Manne, daß sie erst dann in tönende Hurrahrufe auszu-

brechen wagen, als er hinter der Pforte des Gasthauses zum bleiernem Schwan verschwindet.

Und nun erst am Honorationentische im Separatzimmer des bleiernem Schwanes, welche tosende Debatte, welche Fülle kriegerischen Wissens. Hier hätte ein Zithren profitieren, ein Moltke die herrlichste Anregung finden können.

„Hier,“ erklärt der Apotheker, der eine alte Landkarte aus dem Jahre 1795 vor sich ausgebreitet hat, „hier müssen die Bayern gestanden haben.“

„Nicht doch, nicht doch, Nachbar,“ entgegnet der Steuerrevisor, der früher einmal Tambour bei der Bürgergarde war, „just da standen die französischen Divisionen.“

„Unsinn, Bester, purer Unsinn,“ erwidert sich der Apotheker, „schämt doch nicht so ungewaschenes Zeug.“

„Purer Unsinn, ungewaschenes Zeug,“ kolkert in edler Entzückung der Steuerrevisor; „das mir, einem alten verdienstvollen Militär? das mir, der ich in mehr als zwanzig Treffen gefochten habe?“

„Im Kartoffelkriege,“ spöttelt der Apotheker.

„Herr —“

Die Situation gestattet sich so bedenklich wie möglich; da

stimmt, von einem glücklichen Gedanken getragen, der Amtszontrolleur, der sich eines klugvollen, wenn auch etwas unsicheren Helden-Barrytons erfreut, das „Es braust ein Ruf wie Donnerhall“ an, und die Bogen leidenschaftlicher Empörung weichen augenblicklich dem Zauber der Musik. Der Apotheker und der Steuerrevisor stoßen mit den gefüllten Hummen an und entlocken ihren Kehlen Töne, welche weniger schön, als martialisch klingen, aber gerade durch diese Färbung zum „Es braust ein Ruf wie Donnerhall“ passen.

„Lieb Vaterland, kannst ruhig sein, Lieb Vaterland, kannst ruhig sein!“

Nun draußen erst auf der Straße der helle Jubel der Kinder, die ihre Begeisterung zu gleichen Hälften dem Siege von Wörth und dem heute ausfallenden Schulunterricht widmen. Wenn sie von Deutschlands Waffen-Triumph auch hin und wieder etwas verworrene Ansichten hegen, die Bedeutung des Schulschlusses ergreifen sie in ihrem vollen Umfange. Auf dem Marktplatz hinter dem alten Rathhause, auf dem freien Raum bei der verwitterten Kirche, vorm Thore auf dem grünen Wall, kurz überall, wo das Terrain die Entfaltung größerer Truppenmassen gestattet, versammelt sich die kleine Schaar und spielt Krieg. Aus altem Packpapier werden möglichst umfangreiche Generalschüte geformt, die Spauletten aus demselben Stoff gefertigt, Stöcke und Weidenzweige zu Säbeln und Hinterladern umgewandelt, ausrangirte Trichter und Gießkannen zum Munde der Schlachttrompete und Pante erhoben, und die Ausrüstung der Armee ist fertig und fertig. Beneidenswerthe Einfachheit dieser ebenbüilligen wie anmuthigen Equipierung! Die Aufstellung der Heere beginnt, und der Kampf entwickelt sich nach einigen ansprechend executirten Vorpostengefechten zu seiner vollen imponirenden Größe. Die deutsche Avantgarde geht unerschrocken vor, und die Ueberlegenheit der diesseitigen Artillerie tritt in das glänzendste Licht. Auch unsere, aus Apfelschalen und Pflaumenternen zusammengesetzten Plakpatronen scheinen dem Gegner eine gewisse Achtung einzusößen, denn schon nach wenigen von uns abgegebenen Salven verschwindet er schleunigst um die Ecke, oder — um mich streng militärisch auszudrücken — er wirft sich auf seine Rückzugslinien.

Schönes, feixches Kriegsspiel, das nur eine böse, böse Seite hat, die den deutschen Heerführern nicht geringes Kopfschmerzen verursacht.

All die kleinen Betheiligten nämlich bestehen nach ganz kurzer Zeit darauf, nur in unseren Reihen dienen zu wollen; jeder möchte „unser Fritz“ oder General Blumenthal oder General Werder sein; nur unter großen Schwierigkeiten läßt sich dieser oder jener noch zur Rolle des Mac-Mahon bestimmen; als gewöhnlicher französischer Combattant aber will Niemand, Niemand den Degen ziehen.

Fatale Sache! Mac-Mahon kann sich doch nicht selbst commanbiren; er kann doch nicht mutterseelenallein auf die Schanze stürmen und sich dabei zurufen: „en avant, grenadiers!“

Und ist etwa bei dieser ungleichen Vertheilung der Streitkräfte unsere Armee nicht auch in einer üblen Lage?

Man kann doch keinen Feind glorreich umzingeln, wenn er überhaupt nicht in Sicht kommt?

Man kann doch unmöglich ein französisches Carré sprengen, wenn absolut gar keines formirt worden ist?

Das sind — der Kenner wird mir bestimmen — Aufgaben, die selbst die blendendste Taktik lahm legen würden.

Häßliche, häßliche Schwierigkeit, die nach und nach den Sieges-Trichter und die Donner-Gießkanne wieder in die Kumpelkammer wandern läßt.

Zu den tren-patriotischen Knaben, die unter allen Umständen ihren Eintritt in die feindliche Armee verweigern, gehört als der standhaftesten einer der kleine Hans.

Was für verlockende Versprechen hat man ihm gegeben; man hat ihm sogar das Zugeständniß gemacht, daß auch er einmal ein ganz, ganz kleines Bischen siegen solle. Citles Bemühen!

Hans will nicht, will durchaus nicht, nur deutscher Soldat will er sein; und jetzt thut er's aus Aerger über die ihm gestellte Zumuthung unter einem preußischen oder bayerischen Generaladjutanten schon erst recht nicht.

„Dann sollst Du gar nicht mitspielen!“ ruft der Chefcommandant der deutschen Truppen, in der Hoffnung, den Widerpenstigen dadurch zur Nachgiebigkeit zu zwingen.

und statt im dünnen Kinder-Gezirpe mit volstem Mannekoston in den Sang einstimmen:

„Fest steht und treu die Wacht am Rhein!“

Ein Damenkrieg.

Von Karl Frenzel.

I.

Schnell nacheinander waren in Paris der Cardinal Richelieu und sein König Ludwig der Dreizehnte gestorben. Für ihren unmündigen, bei dem Tode des Vaters fünfjährigen Sohn führte seine Mutter, die Königin Anna von Oesterreich, die Zügel des französischen Staates: eine noch jugendliche, schöne, stattliche Frau, aus spanisch-deutschem Blute, eine Habsburgerin, von hohem Selbstgefühl erfüllt und Willens, das angefangene Werk Richelieu's zu vollenden. Bis zu der Staatsverwaltung des Cardinals hatten die Großen des Landes, die Prinzen des Hauses, die Herzöge und Grafen ein großes Wort in allen öffentlichen Angelegenheiten mitgesprochen. Das sollte nun anders werden, der König mit seinem Ministerrath allein verfügt, und seine Befehle unbedingt Gehorsam finden. Durch blutige Strenge, durch Unterdrückung der Aufstände, durch Enthauptung oder Verbannung seiner Gegner unter den Großen des Reichs hatte Richelieu Ordnung in seinem Sinne zu schaffen gewußt. Aber nach seinem Tode ließ sich diese eiserne Hand nicht mehr fühlen; der Schrecken, der die rothe Eminenz umschwebt, war dahin. Unter der Regentschaft einer Frau glaubte ein Jeder sich freier bewegen und einen tollen Streich eher wagen zu dürfen. War doch obendrein der leitende Mann in ihrem Staatsrath ein geschmeidiger Italiener, der Cardinal Giulio Mazarin, der es vorzog, durch Geld, Stellen und Aemter seine Gegner in Freunde umzuwandeln, statt sich ihrer wie Richelieu durch das Beil des Henkers zu entledigen.

Eine Weile segelte das Staatsschiff mit günstigem Winde; gegen die Spanier in den Niederlanden erfocht der junge Prinz von Condé Sieg auf Sieg. Am Hofe, im Palais-Royal, das der Cardinal Richelieu mit großen Kosten aufgebaut und in seinem Testament dem Könige vermacht hatte, folgte ein Fest dem andern. Damals fing die noch rauhe französische Sprache sich zu glätten und zu schmücken an. Tanz und Musik, die Sarabande und Gavotte wogten in gefälliger Rhythmik durch die glänzenden Säle. Die Damen und Cavaliere gefielen sich in geistreich spielender Unterhaltung, damals ist das Brieffchreiben, das Improvisiren kleiner Gedichte Mode der vornehmen Gesellschaft geworden. Der ganze Zuschnitt des Lebens, der Kleidung und des Betragens in diesen auserlesenen Kreisen hatte etwas zugleich Festsches und Stattliches. Aber Siege und Tänze kosteten Geld; der Cardinal Mazarin verschwendete ungeheure Summen, sich selbst zu bereichern und Anhänger zu gewinnen. Das arme Volk mußte die Zechen bezahlen, und diese Steuerlast drückte um so unerträglich die Schultern der Bürger und Bauern, da die reichsten Leute des Königreichs, die Edelleute und die Geistlichen, wenig oder nichts zur Erhaltung des Staats beitrugen. Wie immer in Frankreich rührte sich das Volk von

Paris zuerst. An seinen Gerichts-Behörden, die von Alters her den Namen Parlament führten und dadurch, daß die Prinzen und Pairs des Reichs Sitz und Stimme in ihnen hatten, einen bedeutenden, weithin reichenden Einfluß besaßen, erhielt es schnell Schild und Schwert. Offen und stark erhob sich das Parlament in seinen Vorstellungen und Beschlüssen gegen die Verschwendung und Willkürherrschaft des Hofes. Die Einschüchterungen, die Mazarin gegen die Versammlung anwandte, die Bestechungen, mit denen er einzelne der Räte zu verlocken suchte, versingen nicht für die Dauer: man faßte im Palais-Royal den unglückseligen Gedanken, die drei erbittertesten Feinde des Hofes im Parlament gewaltsam gefangen nehmen zu lassen. Als sich die Wachen aber des alten Parlamentsraths Broussel, den sein langes weißes Haar und seine Beredsamkeit ehrwürdig machten, bemächtigen wollten, rief seine Dienerin aus dem Fenster die in der Straße Vorübergehenden um Hilfe an. In einem Sturm rottete sich das Volk zusammen; noch hatte es seine starke, gut



Lieb Vaterland, kannst ruhig sein!

Originalzeichnung von Professor Christian Wötcher.

Weit gefehlt!

„Will auch nicht,“ sagt Hanschen trotzig und schüttelt den Staub von seinen Füßen.

Daheim aber läßt er sich von Gottlieb, dem alten Kutscher, die Peitsche unter Zuhilfenahme einer ausgedienten Serviette zur stattlichen Fahne aufspitzen, zieht hinaus in den stillen Straßewinkel und exercirt und manövriert, daß es eine Freude ist; er greift an, wirft zurück, er capitulirt und siegt, alles in klein-eigener Duodez-Person.

Nach entschiedener Schlacht aber singt er, sein von Gottlieb dem Kutscher improvisirtes Banner in den Händen schwingend, so laut er nur kann:

„Lieb Vaterland, kannst ruhig sein!“

Und sollte eines Tages, wenn das Knäblein hübsch groß geworden, der wirkliche Feind abermals unsere Grenzen bedrohen, dann wird Hans sicherlich zur echten Fahne greifen

bewaffnete Bürgerwehr unter den Schöffen, Viertelsmeistern und dem Vorsteher der Kaufmannschaft. An den Ecken der Hauptstraßen befanden sich noch die eisernen Ringe und Klammern, um die schweren Ketten daran aufzuhängen und so die Zugänge zu sperren. Damit nicht zufrieden, riß die Menge das Pflaster auf, rollte Fässer auf die Gassen, thürmte sie übereinander, verband sie mit Brettern und Steinen, zog kleine Gräben vor diese plötzlichen Verschanzungen hin: mit mehr als hundert Barrikaden bedeckte sich die Stadt im Lauf einer Nacht. Als am andern Tage der Kanzler Seguier sich nach dem Justizpalaste in die Sitzung des Parlaments begab, ward seine Kutsche vom Volke angehalten und zerbrochen; mit Mühe rettete er sich in ein Haus; seine Tochter, eine Herzogin von Sully, die bei ihm war, erhielt eine Kugel in den Arm. Kaum konnte der Marschall de la Meilleraye mit vier Compagnien Soldaten den Kanzler befreien und nach dem Louvre zurückführen. Den Aufstand zu unterdrücken war unmöglich; die wenigen Soldaten, über welche die Königin verfügte, verschwanden gleichsam in dem wild brandenden Meer der Pariser; die Reiterei war in den gesperrten Straßen gar nicht zu verwenden, Kanonen hatte man nicht. Bis auf zweihundert Schritte vom Palais-Royal dehnte sich das Barrikadennetz aus. Im feierlichen Aufzug, zu Fuß, die Gerichtsdiener mit ihren Stäben voran, ging das Parlament, hundertsechzig Räte in ihren Mützen und langen Gerichtsröben, in das Schloß zu der Regentin. Eine Weile widerstand die Königin allen Bitten und Drohungen; zuletzt mußte sie nachgeben und die Gefangenen freilassen.

Seit diesem Tage der Barrikaden — 27. August 1648 — dauerten vier Jahre lang, beinahe ohne Unterbrechung, die Unruhen, Verschwörungen und Kämpfe, Sieg und Fall der verschiedenen Parteien im jähen Wechsel in Frankreich fort. Drei große Parteien standen sich gegenüber: die des Hofes, die sich um den jungen König, die Königin-Mutter und den Cardinal Mazarin scharte, mit der Absicht, die Gewalt der großen Edelleute und der Parlamente zu brechen; die der Parlamente, welcher die Hoffleute den Spottnamen Frondeurs gegeben, deren Streben dahin ging, die königliche Macht den Parlamenten unterzuordnen und eine Verfassung einzuführen, die der englischen in den Hauptpunkten ähnlich war; endlich die der Prinzen, mit dem Herzog Gaston von Orleans, dem Oheim des Königs und dem Prinzen von Condé, dem Sieger in so vielen Schlachten, an der Spitze, die zu Gunsten des Adels sowohl den Einfluß der Parlamente als die Herrschaft des Königs einschränken wollte. Hin und her schwankte zwischen ihnen die Wage; bald waren der Hof und die Prinzen wider die Frondeurs vereint; bald schloß Mazarin mit den Frondeurs ein Bündniß, um den Prinzen Condé, seinen Bruder Conti und seinen Schwager, den Herzog von Longueville, ein Jahr lang im Gewahrsam im Thurm von Vincennes und im Schloß von Havre zu halten. Als dann die Anhänger des Prinzen sich mit der Fronde aussöhnten, zwang diese Verbindung Mazarin, Frankreich zu verlassen. Aber man darf nicht glauben, daß alle diese Kämpfe und Listen, die Gefechte und Zweikämpfe die Heiterkeit und den Glanz des Lebens getrübt hätten. Während die englische Revolution, die sich in denselben Jahren vollzog, die düstere Farbe und das ernste Gepränge einer Tragödie trägt, haben die bürgerlichen Unruhen in Frankreich etwas von der Verwirrung und Tollheit, von dem Scherz und der Buntheit einer Komödie. Nicht zwei große politische Gegensätze kämpften um Sein und Nichtsein mit einander: eine Fülle kleiner selbstjüchtiger Interessen, der Ehrgeiz oder auch nur die

Habsucht der Männer, die Eifersüchteleien der Frauen borgen die Maske des öffentlichen Wohles, um zu ihrer Befriedigung zu kommen. In dem starken Hervortreten der Persönlichkeiten liegt der anziehende Reiz dieser Geschichten.

Krieg und Liebe, Spiel und Feste gingen Hand in Hand. Die Damen standen überall in erster Reihe; ihre Worte und Blicke ermunterten die Verschwörer und begeisterten die Jugend zum Kampfe. Die Herzogin von Chevreuse und ihre Tochter, die nach einer großen Heirath trachtete, inzwischen aber im zärtlichsten Einvernehmen mit Paul Gondy, dem Neffen und Coadjutor des Erzbischofs von Paris, stand, galten als die Führerinnen der Fronde. Condé's Schwester, die geistvolle und anmuthige Herzogin Genoveva von Longueville, die sich jeden Mann zu unterwerfen wußte, und Gaston's Tochter, die stolze, kühne und stattliche Anna Maria von Bourbon, die Herzogin von Montpensier, durch die Hinterlassenschaft ihrer Mutter die reichste Dame in Frankreich, waren zugleich die Huldgöttinnen und die Kriegsfürinnen in der Partei der Prinzen. Um sie her ein schönes Amazonengefolge: die Herzoginnen von Nemours und Chatillon, die Gräfinnen von Tourville und Gouville, Fräulein Gerbier, die ebenso reizend wie klug war und trotz ihrer achtzehn Jahre allen Beratungen der Parteiführer beivohnte und ihre Meinung abgab. Sie waren alle in der Blüthe der Jugend und der Schönheit, halb irende Ritterinnen wie Ariosto's Bradamante und Tasso's Clorinde, halb jene feinen, zarten, witzigen Damen, ein unsterbliches Leben im holden Reich der Schatten führen. Von der Aufregung der Zeit fühlten auch sie sich ergriffen, sie düsterten nach romantischen Abenteuern und warfen sich mit kühnem Uebermuth, der etwas Bezauberndes und Liebenswürdiges hat, in den Strudel der Politik und des Bürgerkriegs. „Ihr habt klug reden,“ hat der Cardinal Mazarin lange nach Beendigung all dieser Verwirrungen zu dem spanischen Minister Luis de Haro gesagt, „eure Frauen in Spanien sind entweder tugendhaft oder kokett, und damit Basta! Bei uns aber sind die Tugendhaften wie die Koketten, die Fürstinnen wie die Bürgerfrauen auch noch große Politiker; sie mischen sich in alle Staatsgeschäfte, und die einen würden eher ihre Männer, die andern ihre Liebhaber, als diese Beschäftigung opfern.“

Aber diese Theilnahme der Frauen an den bürgerlichen Unruhen raubte denselben ihren sonst gewohnten süßern Ernst, die französische Leichtfertigkeit that das Uebrige, das Ganze wie ein lustiges Spiel erscheinen zu lassen. Es fehlte die gewaltige düstere Leidenschaft des religiösen Fanatismus, wie sie in den Hugenottenkriegen und in dem Aufstand der Ligue im sechszehnten Jahrhundert ausgebrochen war: und die politischen Gegensätze und der Haß der Stände hatten noch nicht jene Stärke erlangt, welche die Revolution von 1789 so unwiderstehlich und so furchtbar gemacht hat. Damals war das Ballspiel allbeliebt: nicht anders wurden Verschwörungen und Kämpfe betrieben. Welch ein Vergnügen war es für die Damen, zu Pferde, die Federhüte auf den blonden oder braunen Locken, mit dem hochstehenden Spitzentragen am sammetnen Reittkleid, einen Dolch im Gürtel oder kleine kostbar ausgelegte Pistolen am Sattelsattel, eine Schärpe in den Farben ihrer Partei um die Schulter, an der Spitze einer Schaar junger Edelleute über das Feld zu jagen, in ein Zelt-

lager oder in eine Festung einzuziehen! Welch Vergnügen für die Männer, solche Minerven in ihren Reihen zu sehen! Für sie die Degen zu zücken, auf ihr Wohl die Becher zu leeren!

Um ihr Herz mir zu gewinnen, ihren Augen zu gefallen, Würd' ich, wie jetzt mit den Königen, kämpfen mit den Göttern allen!

hat der Herzog von La Roche-Foucauld unter das Bild seiner Angebeteten, Genoveva's von Longueville, geschrieben. Als der Marschall von Hocquincourt die Festung Peronne eingenommen, meldete er der Herzogin von Montbazon seinen Sieg mit den Worten: Peronne gehört der Schönsten der Schönen. Selbst der sittenstrengen Turenne, der unter den Franzosen sich beinahe den Ruhm eines Puritaners erworben, widerstand solchen Reizen nicht. Um der Herzogin von Longueville seine Huldigung darzubringen, brach er seinen dem Könige geleisteten Treueid und führte seine Regimenter den Frondeurs zu.

Nicht immer wüthet der Kampf; in den Pausen, wo man die erhaltenen Wunden pflegt und heilt und sich zu einem neuen Waffengang rüstet, wo man mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln seine Partei zu verstärken sucht, laden die Damen zu Festen und Tänzen ein. In den prächtigen Gärten der Schlösser wandelt eine fröhliche Gesellschaft auf und nieder: hier wird musiziert, dort auf dem Rasenplatz fliegen die Federbälle hin und her. Ein verliebtes Paar verliert sich fern von den Andern in den einsamen Laubgang. Dort unter den Ulmen sieht ein vornehmer Cavalier zu den Füßen seiner Dame und spielt die Laute. Und diese heitere Geselligkeit durch die Schönheit der landschaftlichen Umgebung, durch die reiche und malerische Tracht der Zeit gehoben: Bilder, wie sie der Pinsel des großen Rubens in unvergleichlicher Weise festgehalten hat. Hand in Hand gehen Polstrik und Liebe; in die Liebesbetheuerungen mischt sich eine wichtige Nachricht von gewonnenen oder verlorenen Schlachten; der Anforderung zum Tanz folgt eine Aufforderung, der Verschwörung gegen Mazarin beizutreten. Schnell aber verdußert sich der Horizont; die gefälligen Bilder aus dem Garten von Chantilly, dem Landsitz der Condé's, aus den Schlössern am Ufer der Loire und Garonne müssen anderen härteren Scenen weichen. Es gilt den Abgesandten des Hofes zu entfliehen und sich in diese oder jene treue Stadt zu flüchten. Hinter den Reitern schwingen sich die Damen auf die Kasse: so sind die Prinzessin Condé, die Gräfin Gouville und Fräulein Gerbier an einem dämmernden Frühlingsmorgen von dem Schlosse Montrond aufgebrochen, nach Bordeaux zu. Den Wachen und Reitern, denen man begegnete, riefen die Führer der drei Damen zu: es handle sich um eine Entführung, man möge sie nicht aufhalten. So entkam die Prinzessin ihren Verfolgern. Zur selben Zeit zogen die Schauspielertruppen aus von Paris aus die Provinzen zu durchziehen: der große Molière, der damals noch ein Anfänger war, befand sich mit seiner Gesellschaft darunter. Wie oft mögen sich da in abgelegenen Waldschänken, auf der Haide die wirklichen Damen und die Theaterprinzessinnen getroffen haben! Die Einen wie die Andern tauschten in der Noth mit den Männern die Kleider; als Edelknecht verkleidet ist die Herzogin von Longueville am Gestade der Normandie mehrere Tage und Nächte umhergeirrt, ehe sie ein Schiff fand, das sie im stürmischsten Wetter nach Holland hinüberrettete. Bei diesem romantischen und komödienhaften Charakter der Bewegung konnte es an Spottliedern nicht fehlen; das Volk von Paris ist immer geneigt gewesen, durch schlechte und gute Witze sich über die Schwere und Gefahr seiner Lage emporzuheben und

Seligiger Traum.

Clavierstück.

Componirt von Richard Schmidt.

die Herren, die es nicht abzuwischen vermochte, wenigstens mit den Pfeilen seines Spottes zu verfolgen. Wo das Schwert nicht ausreichte, trat das Lied ein. In unzähligen Schriften verhöhnete man „den Mazarin“, Wahres verband sich hier unlöslich mit Falschem, diese Feder tauchte sich in Gift und Galle, jene verführte sich in Wis und Humor. Caricaturen der schlimmsten Art waren verbreitet; Mazarin am Galgen hängend war noch eine anständige. Seine Gegner, bis hinauf zu den Prinzen und Prinzessinnen, stimmten in diese wilde Hohnschrei mit ein. Noch gestattete die Sitte Kraftausbrüche, die jetzt selbst von keinem Galtgebildeten mehr in den Mund genommen werden. So war das literarische Treiben nicht weniger bunt, verworren, zügellos, als das gesellschaftliche und politische.

II.

Von allen Kämpfen und Gefechten in diesen Unruhen ist die letzte Schlacht, die in der St. Antonsvorstadt von Paris geliefert wurde, die berühmteste geworden. Obwohl die mörderischste, ist sie doch von dem glänzendsten Zauber der Romantik umflogen, als hätten in ihr der Schrecken und die Poesie des Kampfes Leben und Gestalt angenommen.

Seit dem Herbst des Jahres 1651 befand sich der Prinz Condé, von den Herzögen von Nemours, Beaufort und La Roche-Foucauld unterstützt, im Bunde mit seinen Geschwistern, der Herzogin von Longueville und dem Prinzen Conti, im offenen Kriege gegen den König. An seinem vierzehnten Geburtstag, dem 5. September 1651, war Ludwig der Vierzehnte für mündig erklärt worden, aber es lag zu Tage, daß der königliche Knabe nach wie vor von dem Willen seiner Mutter und ihrer Räte abhängig sein würde. Und diese Räte lenkte aus der Ferne der Cardinal Mazarin: scheinbar hatte er dem allgemeinen Rufe, der ihn als den einzig wahren Unruhestifter und den Grund des Unheils und der Verwirrung anklagte, nachgegeben und Frankreich verlassen. Aber nicht mit Unrecht behaupteten die Prinzen und Edelleute, daß er im beständigen Briefwechsel mit der Königin stehe, Alles bestimme und anordne und bei der nächsten Gelegenheit auch seinen Platz bei Hofe wieder einnehmen würde. Um sich gegen seine Rückkehr zu sichern, ihre Ehrenämter und ihren Einfluß auszudehnen, Soldaten und Geld von der Regierung zu erpressen, hatten die Prinzen die Waffen erhoben. In den südlichen Provinzen des Reichs, in der Landschaft Guyenne, um Bordeaux, an den Ufern der Garonne zog sich der kleine Krieg mit wechselndem Glück hin und her. Der junge König hatte sich mit seiner Mutter und seinem ganzen Hofstaat an die Spitze seines Heeres begeben; diesmal war ihm Turenne treu geblieben und befehligte seine Schaaren. So standen sich die beiden berühmtesten Feldherren Frankreichs, Condé und Turenne, gegenüber. Der Prinz war eben so muthig, verwegen, überraschend in plötzlichen Entwürfen, als der Marschall vorsichtig und von ruhiger Ueberlegung; keiner konnte dem andern einen entscheidenden Vortheil abgewinnen. Beide verfügten nur über wenig zahlreiche Heerhaufen; waren die königlichen Fußtruppen besser, als die rasch erworbenen und eingeleiteten Bauern und Arbeiter Condé's, so bestand dagegen die Reiterei des Prinzen beinahe nur aus Edelleuten, Mann und Roß waren unvergleichlich. An Geschützen hatte die eine Armee so gut Mangel wie die andere. Hier oder fünf gut aufgestellte Kanonen genühten, den Gegner anzuhalten oder wohl gar zum Weichen zu bringen.

(Schluß folgt.)

Der Hauptgewinn der deutschen Lotterie.

Der Ziehungstag der deutschen Lotterie, welcher wir jüngst in unseren Spalten das Wort geredet, der 4. Juni ist nahe. Wir bringen verprochenen Maßen die Abbildung des Hauptgewinns, das schöne Kaiserplateau, das in der rühmlichst bekannten Berliner Gold- und Silberwaarenfabrik von Sy und Wagner angefertigt worden ist und einen Werth von 4000 Thaler repräsentirt. Der Preis eines Looses (1 Thlr. preuß.) ist so gering, die Möglichkeit eines bedeutenden Gewinns so groß, vor allem aber der Zweck, das Werk, was für den Ertrag geschaffen werden soll, so menschlich, so edel und echt patriotisch, daß Jeder beisteuern kann und beisteuern sollte. Indem wir wiederholen, daß für Auswärtige die nächste Buch- oder Kunsthandlung den Ankauf der Loose am besten vermitteln dürfte, geben wir noch einmal in Kürze die Zwecke des Unternehmens an: Gründung eines deutschen Pensionsats für den Kurort Marienbad, sowie Gewährung einer Beihilfe an das katholische Krankenhaus daselbst. Das Pensionat wird zum Andenken an den hochseligen König Friedrich Wilhelm IV. den Namen Friedrich-Wilhelm-Stiftung führen und ist bestimmt, unbemittelten deutschen Civil- und Militärpersonen, Künstlern, Gelehrten, Dichtern, Literaten, Journalisten etc., ohne Rücksicht auf ihre Staatsangehörigkeit, neben freier Wohnung, den Gebrauch der Heilquellen und Bäder (einschließlich der Moorbäder, dem sichersten Stärkungsmittel bei wiederholtem Gebrauch, für invalide und von Anstrengungen angegriffene Krieger) zu halben Preisen, sowie Befreiung von der Kurtaxe und der Abgabe für Musik zu gewähren.

Verstärkung der Fonds der Kaiser Wilhelm-Stiftung für deutsche Invaliden und für die hinterbliebenen Wittwen und Waisen der Gefallenen, welche aufs dringendste des Beistandes bedarf.

Gewährung von Beihilfen für einige Berliner wohlthätige und gemeinnützige Anstalten, welche während des letzten Krieges erhebliche Ausfälle an ihren Einnahmen gehabt haben.

Stiftung von Stellen für deutsche Dichter und Journalisten in Marienbad und Karlsbad.

Gewährung von Beihilfen an mehrere sächsische Stiftungen in dankbarer Anerkennung der von den königl. Ministerien zur Gründung von Stellen bei der Friedrich-Wilhelm-Stiftung bewilligten Zuwendungen.

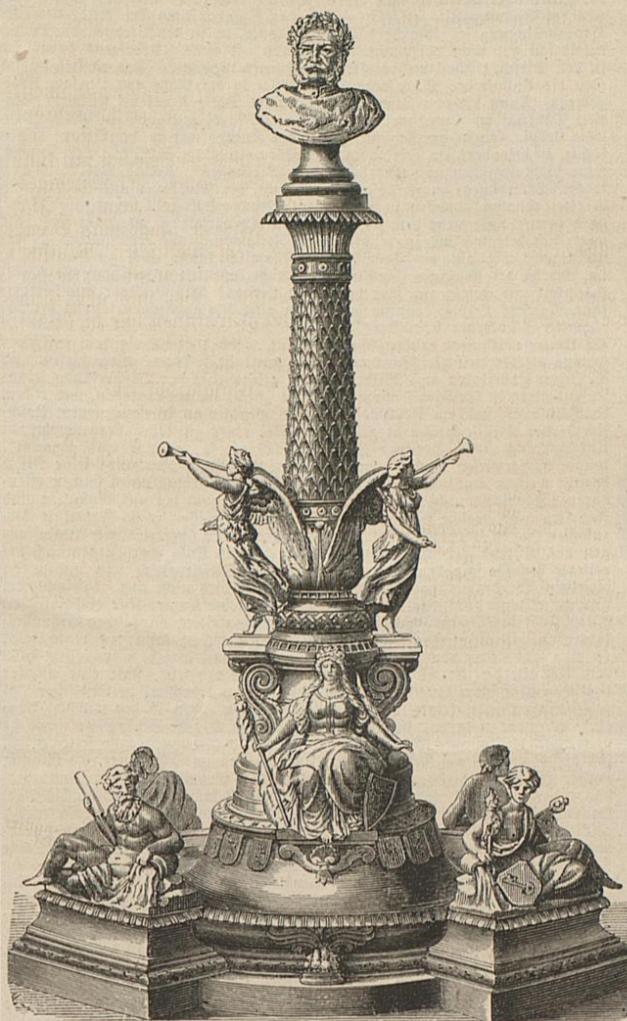
Ein Haremsfest zu Kasr-el-Mi. *)

Kairo, im Januar 1873.

Feste und aber Feste ist jetzt das Losungswort, man sieht Nichts, als festlich geschmückte Straßen, und auf allen Plätzen sind großartige Vorbereitungen zu feenhaften Illuminationen gemacht. Dies Alles gilt der Vermählungsfeier der fünf Prinzen und Prinzessinnen unserer vielköniglichen Familie. An der Spitze dieser Vermählungen steht der Kronprinz, der seine schöne Braut nun schon heimgeführt hat.

Einem großen Ball, zu dem über dreitausend Personen nicht nur geladen waren, sondern auch wirklich erschienen, und der im Schloß Gezireh, jenseits des Nils, abgehalten ward, schloß sich eine Reihe Feste an, die theilweise auf dem großen Platz vor dem Palais Kasr-el-Mi unter Zelten stattfanden, sowie im Schloß selbst und zwar im Harem der Mutter des Kedevy's.

Zahlreiche europäische Damen waren zu diesen Soirées geladen, die alle in duftige Balltoiletten und Gaze gekleidet um sieben Uhr Abends ihre Wagen bestiegen. Jetzt ging's hinaus in die kühle Nachtluft, durch die schmalen nur spärlich erleuchteten Straßen der Stadt. Von weitem schon sah man einen rothen



Der Hauptgewinn der „deutschen Lotterie“, das silberne Kaiserplateau.

Schein am Himmel, der von einem großen Feuer herzurühren schien. Da, plötzlich bei einer Wendung des Wagens, lag eine breite Straße vor uns, die zum Eingang des Palais führte, vor dem der große Platz in einem Lichtmeer schwamm. An den Wachen vorbei fuhren wir durch mehrere Höfe, die die Wohnungen der Eunuchen und sonstigen Beamten umschließen und die alle tageshell erleuchtet waren, bis wir an dem großen Portal stillhielten. Da empfingen uns Eunuchen, die uns auf galanteste Weise ihren Arm boten und uns durch einen langen Glasgang geleiteten, der mitten durch den schön angelegten Garten führte, wo sich bunte Lampions in der Abendluft wiegten, während die in voller Blüthe stehenden Rosen und Weiden ihre herrlichen Düfte ausströmten. Einen Blick noch konnte man von hier aus nach dem äußeren Festplatz werfen, wo die Menge wogte und sich an dem Feuerwerk und sonstigen „Phantasien“, so nennt der Araber seine Vergnügungen, ergötzte.

Am Ende des Ganges endlich schloß sich uns die Haremspforte auf, die mit einem prächtigen persischen Teppich verhangen war — und nun standen wir in dem immensen Vorsaal, wo hunderte von Sklavinnen, in reiche orientalische Gewänder von seltener Farbenpracht gekleidet, sich umhertummelten. Einige von ihnen stürzten sich auf die Gäste, ergriffen sie unter dem Arm und schleppten sie durch den Raum, in dem die Musik aufgestellt war. Die Musikantinnen waren als Männer verkleidete Sklavinnen, und jede von ihnen mißhandelte ein anderes Instrument auf eine für europäische Ohren zerreißende Weise, was den Türkinnen jedoch ein Entzücken zu sein schien. So kamen wir in den einige Stufen höheren Empfangssaal. Hier saßen die verschiedenen Prinzessinnen, denen wir nun vorgestellt wurden, während die andern Damen auf den Divans, die längs der Wände des Saales standen, Platz genommen hatten, auch uns wurde ein solcher angewiesen, auf dem wir uns niederließen.

Nun traten drei Sklavinnen ein, prächtig gekleidet und über und über mit Edelsteinen behangen; eine von ihnen hielt eine Kohlenpfanne aus Silber an Ketten getragen, den Weibrauchgefäßen in unseren katholischen Kirchen ähnlich, auf der eine goldene Kaffeekanne stand; während eine andere eine mächtige silberne Platte trug, auf deren prächtiger Decke aus rothem Sammet, ganz in Gold gestickt und mit Diamanten benäht, eine Anzahl zierlicher kleiner Kaffeetassen, aus feinem Porzellan ohne Henkel, und Untersätze aus Gold in Filigran-Arbeit, herrlich und reich

mit Brillanten und Rubinen besetzt, standen. Eine dritte endlich schenkte den blühenden Mokka ein und reichte ihn den ab und zu kommenden blendend weißen Scherkerfrauen, die ihn den Gästen darboten. Mit Ausnahme weniger Prinzessinnen waren es nur europäische Frauen, die jetzt durch die vier hereintretenden Sklavinnen unterhalten werden sollten; diese, jede mit einem anderen Instrument bewaffnet, hockten sich, nachdem sie den üblichen orientalischen Gruß gebracht, auf die Erde nieder und begannen, die Beine kreuzweise ineinander geschlungen, zu singen und spielen, während die Musik vom Vorsaal in einzelnen abgerissenen Sätzen an unser Ohr drang und mit der in unserem Zimmer befindlichen ein sonderbares Gemisch bildete, das nichts weniger als harmonisch klang.

Ungefähr drei viertel Stunden währte diese Unterhaltung, dann stand die Prinzessin auf, lud die Damen ein ihr zu folgen, und nun ging es in den Speisesaal, wo ein lucullisches Mahl unser wartete. In dem großen Raum, den mächtige Marmorsäulen verschieden abtheilten, standen drei Tische, einer vis-à-vis dem Eingang, zwei andere zu beiden Seiten, alle mit kostbaren silbernen Tafelaufsätzen geschmückt. Die Gäste vertheilten sich, und an den verschiedenen Tischen präsidirten die Prinzessinnen. Es wurde à la franka gegessen, das heißt mit Messer und Gabeln; Champagner floß in Strömen, sogar die schönen Lippen der Türkinnen verschmähnten weder den Franz- noch Rheinwein. Hier nun, während die Schüsseln mit seltenen Federbissen in endlosen Reihen an uns vorübergingen, hatte man Muße die verschiedenen Orientalinnen und deren Toiletten näher zu betrachten. Da, gleich am andern Tische uns gegenüber, saß die Lieblingstochter des Kedevy's, die seit vier Jahren verheiratet ist; ihr hübsches Gesicht war leicht angehaucht und von Voden röthlicher Farbe eingerahmt, in denen Brillanten von seltener Größe blühten. Ein schwarzes hohes Sammetkleid, nach modernem europäischen Schnitt, umschloß ihre Formen; es war reich mit weißen echten Spitzen und Diamanten besetzt. Sie schien sich offenbar mit ihren Nachbarinnen, Frauen des Vielkönigs, sehr gut zu unterhalten, denn es schwebte stets ein Lächeln um den Mund, das ihr reizend stand und jedes Mal eine Reihe weißer Perlenzähne blicken ließ.

In unserer unmittelbaren Nähe saß die Frau des Finanzministers, die unfehlbar zu den reichstgekleideten gezählt werden konnte. Sie trug ein Kleid aus lila Sammet mit langer Schleppe und Schößtaile, vorne viereckig ausgeschnitten, auch mit weißen Spitzen garnirt; das Schönste und Kostbarste an ihr waren aber jedenfalls die Brillanten, mit denen sie überladen war. Den Hals umschloß ein Diamanten-Collar, an dem in der Mitte eine große Rosette sich befand, von deren Centrum die großen Steine strahlenförmig ausgingen; zu beiden Seiten nahm die Größe dieser Rosetten ab, bis rückwärts nur einzelne Steine aneinander gereiht die Kette schlossen. Auf der linken Brust trug sie das Bild des Kedevy's in einem Goldrahmen, dicht mit Diamanten besetzt, und auf der rechten einen Orden, auch ganz in Brillanten, den der Sultan vor einigen Tagen unter die Damen vertheilt ließ. Die Coiffüre war modern. Der Chignon hat sich bereits bis in die türkischen Harems den Weg gebahnt; fast jede Frau trägt falsches Haar. Ein Diadem von Rubinen und Diamanten schmückte den Kopf; auf der Seite waren Schmetterlinge von den oben genannten Steinen in grazioser Weise angebracht. Ich glaube es nicht zu übertreiben, wenn ich den Werth der Steine, die diese Dame trug, auf eine Million Franken ansehe! Es ist im Orient auch nichts Auffallendes, wenn eine Frau so werthvollen Schmuck besitzt, da die Leute, während wir für unser Geld Werthpapiere kaufen, es in Brillanten anlegen. Die Frauen haben in ihrem Leben, das sie nach unseren Begriffen wie Gefangene hinbringen, Nichts, als ihren Puz, der ihnen alle höheren Genüsse erzieht. Bis jetzt ist ein gewisser Grad von Bildung nur in die obersten Schichten der Gesellschaft gedrungen.

Nicht aber alle der Damen huldigten unserer Mode, es waren viele, ja fast die Mehrzahl, die der Tracht ihrer Väter treu geblieben; diese nun trugen weite Pumphosen, die die Knöchel umschlossen und aus den kostbarsten Seidenstoffen hergestellt waren. Von den Hüften herab, mit den Hüften verbunden, hing ein ungefähr drei Meter langer Streif, der gleichsam die Schleppe bildete, was besonders beim Gehen sehr komisch ausah, da immer eine Seite mehr gezogen wurde, als die andere. Einen besonders eigenthümlichen Eindruck machten zwei Araberinnen in Schlarlach gekleidet, die vollkommen wie verkleidete Männer ausahen, aber auch hohe Herrschaften zu sein schienen, da sie von den andern sehr ehrerbietig behandelt wurden. Alle diese Frauen tragen eine Art schottische Mütze auf dem Kopf, die sie in fester Weise nachlässig auf der einen Seite befestigt haben, und die mit Blumen und Edelsteinen geschmückt ist; es soll diese Kopfbedeckung dazu dienen, die Haare zu verbergen, die sie eigentlich nicht sollten sehen lassen.

Während des Essens spielte unaufhörlich Musik im Saal, die Türkinnen lieben es sehr, und es scheint ihren Appetit zu reizen. Neben meiner Nachbarin zur Linken sah eine sehr gepuhte Landestochter, die plötzlich einige Fragen an jene richtete, und da die Dame, weil sie der Sprache nicht mächtig, nicht antworten konnte, brachen alle, die um den Tisch saßen, in furchtbares Gelächter aus, bis ich mich an die Türkinn wandte und ihr die verlangte Auskunft gab, was sie denn auch beruhtigte.

Endlich nach mehreren Stunden war das Diner zu Ende, wir wurden paarweise durch eine Reihe Zimmer, die Treppe hinauf in den im ersten Stock befindlichen Prunksaal geführt, wo wir der Mutter des Vielkönigs vorgestellt wurden. Wir fanden sie am äußersten Ende des Saales, rechts in türkischer Tracht und mit untergeschlagenen Beinen auf dem Divan sitzend. Die würdige alte Dame mit dem intelligenten Gesichtsausdruck empfing ihre Gäste aufs huldvollste und hatte für jeden ein freundliches Lächeln. Auch die andern Damen waren nicht minder liebenswürdig, schade nur, daß man sich nicht eingehender mit ihnen unterhalten konnte, da keine von ihnen eine europäische Sprache spricht. Die Hofsprache und überhaupt die am meisten in den Harems gesprochene ist die türkische, während das Volk arabisch redet.

Wie zu Beginn, wurde auch jetzt wieder Kaffee gereicht, und jeder Gast bekam noch außerdem eine brennende Cigarette und einen silbernen Aschenbecher in die Hand. In der Mitte des Saales, der glänzend erleuchtet war und außer den bequemen breiten Divans längs der Wände keine Geräthschaften enthielt, saßen im Halbmondkreise die Musikantinnen, spielten und sangen. Da traten auf einmal acht Mädchen herein. Sie trugen Röcke von granatfarbiger Seide, die mit Gold gestickt und mit Silberfransen benäht waren, eine Blumentaille umschloß den Oberkörper. Die Haare fielen lose über die Schul-

*) Ann. der Redaction. Der interessante Artikel, den wir einer in Kairo wohnhaften hochgestellten Abonnetin verdanken, konnte leider nicht früher zum Abdruck gelangen.

ter herab, nur oben mit bunten Bändern zusammengehalten. In Mitte des Zimmers stellten sie sich in Reih und Glied und fingen an zu tanzen. Tanzen? Nein, so können wir Europäer es nicht nennen, sie bewegten die Füße und den Kopf fast gar nicht, nur mit dem Körper fingen sie an eigenthümlich zu zittern und verrenkten die Glieder auf fast unmögliche Weise. Das Ganze machte einen höchst unangenehmen Eindruck. Nachdem diese sonderbare Unterhaltung ungefähr eine halbe Stunde gewährt haben mochte, ließen sie zum Saal hinaus, jedoch nur, um in zehn Minuten wieder zu erscheinen und ihre Vorstellung aufs neue zu beginnen. Jetzt trugen sie ein anderes Costüm, vier waren in blauer und vier in rother Seide, sie hatten weite Humpfhosen, ohne Schleppe, aufs reichste mit Gold gestickt; eine Bluse umschloß wie früher den Oberkörper. Ein breiter Gürtel aus Silber, der vorn mit einer flossalen Brillant-Agraffe zusammengehalten wurde, umgab die Hüften. Alle waren mit kleinen Schilben und Stäben bewaffnet, mit denen sie zu sechsten angingen und dabei einen reizend graziosen Tanz ausführten.

Auf einmal trat ein weiblicher Ceremonienmeister in ihre Mitte, schlug mit einem mächtigen, silberbeschlagenen und oben mit einem großen Knopf, an dem rund herum Schellen hingen, versehenen Stock einige Male auf den Boden und rief mit lauter und vernehmlicher Stimme, das Fest sei nun zu Ende. Hierauf erhob sich die Mutter des Rebevy's, schritt, nach allen Seiten den morgenländischen Gruß spendend, aus dem Saal.

Dies war auch für uns das Zeichen zum Aufbruch. Noch war vor dem Palais die Menge Kopf an Kopf verammelt, still betrachtend die glänzenden Farbenbilder unaufhörlich erneuerter Feuerwerke. Noch erklangen von allen Seiten die Musiken und melancholischen Gesänge der arabischen Meister — der Genuß schien unerlöschlich!

O. F.—b.

Wirthschaftsplaudereien.

Eigenschaften und Bereitung des Milchweins (Kumys). Alljährlich zur Zeit des Frühjahrs ziehen seit den letzten Decennien aus allen Ecken und Enden des großen russischen Reiches, Brustkranken, an Abzehrung und an Leutarmuth Leidende den kirgisischen Steppen zu, um dort Genuß ihrer Weiden im Gebrauch des Kumys zu finden, und seit einigen Jahren ist auch bei uns Kumys ein offenes Heilmittel geworden. Kumys ist in Gährung übergegangenem Stutenmilch; ein seit uralten Zeiten in den Steppen Nordasiens, besonders Sibiriens bei den nomadischen Kirgisen, Baltschiren, Turkmänen, Kalmüden u. s. w. allgemein verbreitetes Erquickungs-, Nahrungs-, Veranlichungs- und Heilmittel. Die erste Nachricht über dieses so viel Tugenden ausgerüstete Getränk ist dem Abendlande schon vor 600 Jahren geworden, denn Marco Polo, der berühmte Reisende, fand im dreizehnten Jahrhundert bei den mit großen Wagen wandernden Tataren, den Scythen des Alterthums, den Kumis (Chimis), von dem er sagt, daß es Stutenmilch gewesen sei, so zubereitet, daß sie den Wohlgeschmack weißen Weines erhielt.

Unserm Jahrhundert, dem ersten, welches keine Entfernungen auf der Erdoberfläche respectirt — nota bene, sobald Etwas dabei zu verdienen ist — war es vorbehalten, den Gebrauch des Kumys als Heilmittel auch dem Abendlande zugänglich zu machen. Es ging im fernem Osten mit dem Kumys der Wissenschaften den Augenkranken eine neue Sonne der Hoffnung auf, und so wurden die Berichte über die guten Erfolge, welche aus den Kumys-Kurorten der Steppen herübergekommen, Veranlassung, daß man, zuerst im europäischen Ausland (Moskau, Petersburg), dann auch — seit etwa sechs Jahren — in Deutschland Milchweins-Kuranstalten und -Fabriken errichtete und nach errichtet. Eine zum Theil übertriebene Speculation hat aus dem Kumys bei uns — wie so oft in ähnlichen Fällen — theils ein Universalheilmittel zu machen gesucht, theils in übertriebener Weise von seinen Heilwirkungen geblölet; wir wollen den echten, wie den ungemachten Kumys einer unparteiischen Kritik unterwerfen; mögen unsere Leser dann selbst urtheilen.

Wenn im Frühjahr die Bewohner der südlich und südöstlich vom Ural gelegenen Steppen die Winterquartiere verlassen haben und mit ihren Hög- und Viehheerden in die grasreichen Ebenen gezogen sind, ein lustiges Nomadenleben wieder zu beginnen, dann geben die durch keine Arbeit erschöpften und im Ueberfluß des nahrhaften Federgrases (Stipa pinnata) schwebelnden Stuten Milch im Ueberfluß, und die Sorge der weiblichen Zelgenossen ist es, die süße Tagesernte zu sammeln und abzulesen und nach dem Erkalten in den am Hälteingange hängenden reißigen Lederbeutel, den Sabu oder Drorok zu gießen. Dieser Lederbeutel wird niemals gereinigt, es verbleiben vielmehr immer Reste alter vergohrener Milch und ein körniger Bodensatz, „Kor“ genannt, darin, die mit der frisch hinzugekommenen Milch, mittelst eines zu dem Sabu gehörenden Rührstodes oder Quirrs durchgerührt werden. Zur Milch wird je nach den Vermögens-Umständen des Wirthes mehr oder weniger (ungefähr der dritte oder sechste Theil) Wasser hinzugefügt. Der Rest vergohrener Milch im Sabu gibt den Anstoß zum schnellen Vergähren der Milch, welche, je nach der Witterung, im Verlauf von 12 bis 24 Stunden in Kumys verwandelt ist und dann in kleinere Lederbeutel umgefüllt wird.

Der zum Genuß fertige frische Kumys, die erste wenig alkoholische Art, Staumal oder Staumal genannt, die auch der Kranke, um sich allmählig an den Gebrauch des weiter vergohrenen karamischen Kumys zu gewöhnen, zuerst auskühlich genießen darf, ist sozusagen ein Milchmoß, leicht säuerlich und nicht berauschend. In diesem ersten Zustande ihn längere Zeit zu erhalten ist, da die Gährung beständig weiter schreitet, nicht möglich, der Staumal muß daher an der Quelle getrunken und kann nicht verpackt werden, ohne in den Zustand des alten Kumys überzugehen. In Flaschen abgefüllt, würde der junge Kumys dabei durch die massenhafte Entwicklung von Kohlensäure die Flaschen zerplatzen; für den Transport aus der Steppe in das europäische Ausland läßt man ihn daher erst weiter vergähren. Der wohlherbereitete alte (d. h. nicht zu alte) Kumys hat eine milchweiße Farbe, einen prädelenden, angenehm säuerlichen, geistigen Geschmack, verbunden mit einem dem spanischen Weinen ähnlichen lederartigen Beigeschmack, der sowohl dem Sabu, in welchem er bereitet und aufbewahrt, als den Schläuchen, in welchen er zu Pferde oder Wagen, wie auf dem Kamelle bei Reiten transportirt wird, entkammern mag, wie wohl der in hölzernen Gefäßen bereitete karamische saure und weniger moussirende Kumys einen ähnlichen lederartigen Beigeschmack besitzt.

Die Wirkung des Kumys auf den gesunden menschlichen Organismus wird von russischen Beobachtern folgendermaßen beschrieben: Der Kumys ist ein angenehmes, kühlend-durftlöschendes Getränk, aus welchem man sich bald gewöhnt und es dann unwillkürlich allen anderen Getränken, besonders in heißer Jahreszeit vorzieht. Besonders zu letztgenannter Zeit wird er gut vertragen, weder überlastet noch beschwert er den Magen, nährt Hunger und Durst und erweckt trotzdem eine vermehrte Trinktust. Die Veranlichung durch Kumys ist eine leicht vorübergehende, welche angenehm fröhlich, nicht wirklich betrunnen macht, nicht zur Bewußtlosigkeit führt und nicht die geringsten unangenehmen Gefühle hinterläßt. Der Berauschung folgt Schlafneigung; man schläft bei dieser Kur sehr viel und verliert das ernsthafte Arbeiten. Der Kumys vermehrt, wie andere reichlich genossene Getränke, die Haut- und Nierenanscheidungen. Nach mehrwöchentlichlicher Kur wird der Körper voller, runder, das Unterhautfett reichlicher, die Haut weicher, feuchter, das Gesicht blühender (der sogenannte Kumys-Teint), das Körpergewicht erhöht. Junge Personen, welche bei den nahhaftesten Speisen mager blieben, fingen beim Kumysgebrauch an aufzublühen und mit neuem Leben begabt zu werden. Leute, die nur Haut und Knochen darstellten, kehrten in kurzer Zeit zu angenehmer Fülle zurück. Was die Wirkungsweise des Kumys anbelangt, so sagt Dr. Stahlberg, dirigirender Arzt der Kumys-Heilanstalt in Moskau (in welcher nicht wie bei uns Kuhmilch oder Ziegenmilch, sondern Milch von Stuten, die zu keiner Arbeitsleistung herangezogen werden, zur Kumysbereitung dient), darüber, man müsse annehmen, daß der Kumys durch seinen Alkohol eine fettbildende, temperaturremindernde und schlafregende Wirkung habe, durch seinen Gehalt an Milchsäure und Eiweiß das Körpergewicht vermehre, durch die Milchsäure den Puls verlangsame und die Absonderung der Schleimhäute vermindere, durch den Käsestoff die organischen Gewebe erzege, durch die Kohlensäure auf stärkere Herz- und Nierenthätigkeit hinwirke. Bemerkenswerth sei besonders die rasche blutbildende Wirkung desselben, in deren Folge der frische Teint und die Zunahme des Körpergewichtes, zu welcher sich noch die Beschränkung der Absonderung in den Luftkreisläufen gesellt, wodurch die günstigen Erfolge bei Lungen- und Nierenleiden erklärt würden. Stahlberg und Ude (letzterer begründete den großen Ruf der Kumys-Kuren durch sein höchst feiliges Werk) schreiben dem Kumys eine außerordentliche Heilkraft zu gegen chronische Catarrhe der Atmungsorgane und zwar besonders bei reichlichem Auswurf. Was die Kurmethode

anbetrifft, so soll der Kumys durchaus in größeren Mengen getrunken werden; in kleinen nützt er Nichts, schadet eher. Patient muß sich daran gewöhnen, daß er ihn, gleich den Steppenbewohnern, fast als einziges Nahrungsmittel genieße. Man fängt mit 1/2 bis 1 Flasche täglich an und steigt bis zu 5 Flaschen täglich. Daneben Mittags und sogar Abends, Fleisch, Wein, Bier, Porter. In der russischen Steppe hält man dafür, daß mehliges Speijen, sogar Brod zu meiden seien. Andere lassen mit 3 bis 4 Bechern des frischen, gährenden Milchweins anfangen und auf 10 bis 12 Becher steigen, erlauben dabei Fleischspeisen und Brod, verbieten aber Früchte, Süßigkeiten, Säuren und Spirituosen. Ganz besonders wird vor dem Genuß des Strauchobstes, d. h. der Beerenfrüchte gewarnt, welcher die günstige Wirkung der Kumys-Kur nicht nur stören, sondern sogar in eine nachtheilige umwandeln würde. Vor Allem erfordert die Kumys-Kur aber Ruhe und mäßiger Bewegung in freier Luft, Geschäftlosigkeit und Gemüthsruhe. Jede andauernde Bewegung und Erschütterung des Körpers durch Fahren oder Reiten straft sich durch Uebelkeit und Brechreiz. Weiden sollen die Kumys-Kur vollblütige Personen, solche, die zu Congestionen, Schlag- und Bluthäufen neigen, Leber- und Milzkrankheiten und Personen, welche an organischen Nieren-, Herz- und Gefäßkrankheiten leiden. Zu Betreff der Kumys-Kurorte stehen sich zwei Ansichten gegenüber. Die Einen, und vor allen Ude, behaupten, daß der Kumys seine heilsamen Wirkungen nur in der Steppe entfalte, und daß man dorthin zur Saisonkur reisen müsse; — wobei man natürlich die unliebsamen Zugaben derselben, das Wohnen in kirgisischen Zelten, den Mangel an Comfort, die beschränkte Auswahl in den Nahrungsmitteln, die Schattenlosigkeit und Sonnenhitze am Tage und die oft scharfe Kälte in der Nacht, sowie die Langeweile mit in Kauf nehmen und sich einen großen Vorrath von Betten, Möbeln, Geschirren, Büchern, warmer Kleidung, Thee, Zucker und — Insektenpulver mitbringen muß. Als Grund für die Steppekur führt man an: daß die Eigenthümlichkeiten der dortigen Steppenraue und des Futters derselben auch eine besondere Milchbeschaffenheit bedingen, daß die richtige Zubereitung des Kumys nur dort zu erzielen sei, daß er frisch an der Quelle gerunkelt werden müsse, vor Allem aber — und das scheint auch uns der Schwerpunkt zu sein — daß das Steppenlima bei dieser Kur die Hauptbedingung sei, besonders für Brustkranken, da in den Steppen die Tuberculose fast gar nicht vorkomme und dajelbst oft heile. Uebrigens haben sich in den Steppen schon mehrere Kumys-Kurorte gebildet. Am meisten rühmt man die Anstalt des Mshamedaners Tiflet in der Nähe von Uta am Uralgebirge. Dann die von Timerke-Balagatin im Dorfe Kopli bei Kilmow (Station Tuzsidi im Drenburgischen) und von Wardi-Sultanoff in Westsibirien weit Kasp. Gegen die Ansicht, als ob der Kumys nur in der Steppe helfen könne, ist besonders Dr. Stahlberg in Moskau (in seiner Schrift: „Der Kumys, seine physiologischen und therapeutischen Wirkungen“, Verlag von A. Marx in St. Petersburg) zu Felde gezogen. Nun, der Mostauer aus Stutenmilch bereitete Kumys, genossen in staubfreier, gesunder Luft und bei geistiger Ruhe, wird immer noch mehr dem ursprünglichen Kurverfahren angepaßt sein, als wenn sich bei uns die in leichtfertigen Reden große Speculation zu beschleunigen herbeiläuft, ein Fabrikat aus Kuhmilch könne auch zu Hause d. h. im Bereich der staubigen Großstädte vielleicht inmitten aufregender Geschäftsthätigkeit mit Erfolg zur Kur verwendet werden! Ein Berliner Kumysfabrikant, Namens Liebig, benutzte sogar trotz aller Reclamationen seitens des berühmten Münchener Chemikers, die Nichtigkeit seines Namens als Köder für ein theuer verkauftes erquickendes Fabrikat, welches er als ein dem russischen Kumys vollkommen gleichkommendes Präparat bezeichnete. Von diesem und ähnlichen Fabrikaten sagt Wilhelm Groß, gelegentlich der Beschreibung seines Aufenthaltes in der Kirgisensteppe, daß sie „nicht im entferntesten, weder dem Aeußeren nach, noch an Geschmack und viel weniger an Wirkung jenem kirgisischen oder Kirgisenpräparat gleichen“. Bei einer in Wien vorgenommenen Untersuchung eines Berliner „Ferdemidextractes, auch Kumys genannt“, konnte nachgewiesen werden, daß zu dessen Bereitung überhaupt keine Milch benutzt worden war! Es soll durch warme Anführung eines solchen offenbar schwindels nicht gelangt sein, daß es nicht auch bei uns Anstalten und Fabriken gebe, welche nach bestem Wissen und Gewissen reelle Fabrikate herzustellen suchen, niemals möge man aber gegenüber übertriebenen Anpreisungen des Kumys bei uns vergessen, daß ein aus Kuh- oder Ziegenmilch bereiteter Kumys nie dem aus Stutenmilch bereiteten gleich sein und genau dieselben Wirkungen haben kann. Es schließt dies nicht aus, daß auch bei uns unter sonst günstigen localen Verhältnissen eine Kumys-Kur einheimischen guten Fabrikates günstige Heilerfolge bei Lungenleiden, chronischen Bronchialcatarrhen und chronischen Ernährungsstörungen haben kann; zu entscheiden, ob eine solche Kur von Nutzen sein kann, mag man in jedem speciellen Falle dem Urtheile des Arztes anheimgeben. Wer es vorzieht, statt eine unserer deutschen oder schweizerischen Kumys-Anstalten zu besuchen, in ländlicher Abgeschiedenheit selbst seinen Milchweins zu bereiten (oder in der nächsten Apotheke bereiten zu lassen), dem wird folgende von Dr. C. Schmalz gegebene Vorschrift willkommen sein: Man nimmt 100 Gramme condensirte Milch, löst dieselbe mit wenig kaltem Wasser, setzt 1 Gramm Milchsäure, 0,5 Gramm vorher in Wasser gelöste Citronensäure und 15,0 Gramm Rum hinzu und verduftet dann noch mit so viel Wasser, daß die Gesamtmenge 2000 bis 2500 Gramme beträgt. Dieses Gemisch wird in eine Liebig'sche Sodawasserflasche gefüllt und mit Kohlensäure imprägnirt. Man läßt die Flasche in einer warmen Stube stehen und prüft die Flüssigkeit nach 2 bis 4 Tagen. Ist starke Schaumentwicklung da und keine Gerinnung eingetreten, so ist der Kumys im richtigen Stadium. Derselbe bleibt ungefähr 8 Tage lang gut. Bei beständigem Gebrauch ist es natürlich notwendig, zwei Liebig'sche Flaschen anzuwenden. Die Vortheile dieser Kumysbereitung sind folgende: Man kann mit der Quantität sämmtlicher Bestandtheile in ziemlich weiten Grenzen variiren, dieselben also ganz dem Zustande der betreffenden Person anpassen. Des jeweiligen Geschmacks willen kann man den Rum durch Arrac, durch Cognac, Kirchwasser u. s. w. ersetzen. Der Käsestoff in diesem Kumys ist ungemein feinzert und wird daher ungemein leicht verdaut. Man kann diesen Kumys überall mit Leichtigkeit frisch und gut bereiten. Der Geschmack ist angenehm, als der bei künstlichen Kumysorten. Der Preis ist viel geringer, als der bei künstlichen Kumys.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. III, Seite 114.

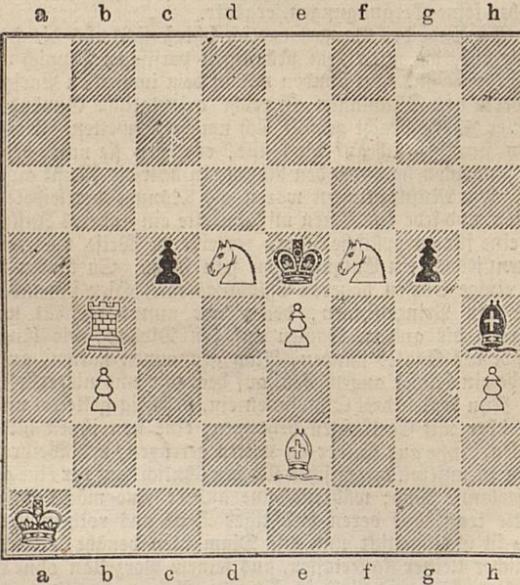
1) D h 1 — h 5 †	K g 5 — f 6
2) D h 5 — e 5 †	K f 6 — e 5:
3) Th d 6 — e 6: †	

Auflösung des Räthfels Seite 130.

Stärke.

Schach-Aufgabe. Nr. IV.

Von R. S. Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Buchstaben-Räthsel.

G	U	M	G
R	L	R	E
M	S	M	L
E	U	S	M

Das Wort, das die Buchstaben der ersten Reihe (der Verticale wie Horizontale), wenn die sämmtlichen richtig gestellt werden, bilden, bedeutet ein Organ; das Wort der zweiten Reihe ist der Name für einen Fisch in ein Gebirg; das dritte hat sich in alter Zeit einmal, aber auch nur ein einziges Mal zu politischer Bedeutung aufgeschwungen, das vierte eine gewisse Ausdrucksbedeutung, durch einen Componisten um einige Tage popularisirt.

Correspondenz.

Mehrere Abonnentinnen. 1. Benutzen Sie als Waschwasser bei Kopfschmerzen eine Lösung von 1 Theil Glycerin, 1 Theil Chloranilum Kalii, 1 Theil Borax, 1 Theil Kampferspiritus in 25 Theilen Wasser. Täglich abends die Kopfhaut damit eingerieben; wöchentlich ein bis zwei Mal der Kopf mit Eigelb gewaschen. 2. Lassen Sie das Kind von einem Arzt untersuchen.

Gausman in Zerbst. Wir haben keine Erfahrung darüber, ob sich die Teppiche (Linoleum) praktisch bewährt haben. Daß sie einen sehr Luftverdrängenden bei zügigen Fußboden geben, als Teppiche aus Zeugstoffen wohl anzunehmen. Die Linoleum-Teppiche sind in Breiten von Fuß (182 Centimeter) und in beliebiger Länge zu haben. Wegen Preise wollen Sie sich an E. Leibins und Co. in Stuttgart, Weststraße 16, wenden.

Lifetta v. B. Poudre de riz ist wohl das unschuldigste und empfehlenswerthe aller bekannten Hautpulver. Der bergleichen Pulver zu mischen geizungen, hat auf die sorgfältigste Hautpflege durch Waschen des Gesichts vor dem Schlafengehen Sorge zu tragen, da das Pulver durch Verstopfen der Hautporen allmählig nachtheilig wirkt.

Abonnetin in W. Weiße Blondenspitzen sowie Marabou-Febern kann man am allerbesten durch die chemische Wäsche, d. h. durch Benzin, erhalten.

M. F. in Ha. Es fehlt uns der Raum an dieser Stelle Ihre Fragen beantworten; da sich dieselben alle auf die Wäsche beziehen, so empfehlen wir Ihnen, sich das Buch von Wilhelmine Buchholz, Wasser und Seife (Hamburg, Verlag von J. B. Richter) anzuschaffen; es wird Ihnen ausführliche Antwort auf alle Ihre Fragen geben.

Louise an der Weser. Eine Auflösung von übermangansaurem Kalium von essigsaurem Thonerde, zum Mundwasser getrocknet. Beide Mittel halten Sie mit Gebrauchsanweisung in jeder Apotheke.

Abonnetin in Baltimore Md. Zur Ueberwinterung frischer Häutchen können verschiedene Wege eingeschlagen werden, alle gehen darauf hinaus, die Luft von dem Eindringen in das Innere der Eier durch das Stopfen der Poren der Eierhülle abzuhalten. Letzteres geschieht durch Bestreichen der Eier mit Wasserglaslösung oder einer Lösung von Paraffin in Benzin. In einer großen Restauration Müdenschen werden die Eier mit Schweinefett bestrichen und dann auf Brettern aufbewahrt, welche ihrer ganzen Länge und Breite durchlöcher sind, so daß in jedem Loch ein Ei ruht. Diese Bretter sind in einem luftigen, bedeckten, kühlen Raum mittelst Klammern in angemessener Höhe angebracht, und nach sechs Monate hindurch und darüber völlig frisch. Von dem letzten Einlegen der Eier in Kaltwasser ist abzurathen, da hierdurch das weiß etwas dünnflüssig wird, und die Schalen später beim Kochen der Eier leicht zerplatzen.

Eine Abonnetin des Bazar's. Die Chocoladeflecke werden aus schwarz und weiß carrirten Wollzeug durch Waschen mit Gallseife entfernt. Versuchen Sie dies.

Ariadne in Zaros. Leider gibt es dagegen nur ein Verfahren, und das auszuführen gelang bisher noch keinem Sterblichen: man soll während der Zeit den Zahn aussziehen, mit dem sie rücksichtslos alles zerbröckelt.

Abonnetin in Graz. Kremserweiß ist eine Sorte von Mehlweiß, anhaltender Gebrauch dieses bleichhaltigen Haarmittels ist gesundheitlich schädlich, also — fort damit!

Blüthe. Keislose Diät, fleißiges Baden und Waschen des Gesichts mit Weizenkeime.

P. L. Wo eine solche Empfindlichkeit der Zähne gegen kalte und heiße Speisen vorhanden, ist eben nichts anderes zu machen, als die Ursache zu vermeiden; den Zähnen wird dies im Uebrigen außerordentlich zu kommen.

M. in D. Der auf einem Delbilde durch Kälte oder Feuchtigkeit beschlagene Firnis kann, was es französischer Metoudikfirnis, regenerirt werden, und zwar durch vorsichtiges Ueberziehen des Bildes mit weissem Spiritus. Bestand der Firnisüberzug jedoch aus Dammar oder Mastix, so muß man den betreffenden aber verdünnten Lack nachher reinigen werden; wo dies nicht mehr hilft, muß man ihn mit Aether abschleifen und mit Benzol poliren. 2. Gyps wird durch Stearinsäure das heißt durch Tränken mit heißem Stearin, marmorähnlich gemacht.

Ada in der Türkei. Eine chemische Reinigungsanstalt, nach Art der in Linz eingerichtet, finden Sie in Ferd. Sidenberg's Schönbrunn-Druckerei und Appretur, Wien, Spiegelgasse 15.

Langjährige Abonnetin in Posen. Vollständige Wäsche-Stempelpapier-Apparate mit Nummern und Buchstaben in Holzschneiden, schön gestempelt u. liefert zum Preise von 3 1/2 Thaler die Schriftgüsse von Lorenz in München.

Nosa J. Um Holzschneidbilder auf Papier zu übertragen, bereitet man ein Zusammenziehen gleicher Theile Wachs und Terpentinol eine Masse mit welcher man ganz dünn Papier einreibt; dann legt man den Schnitt auf eine Spiegelglasplatte, darüber die mit Wachs salbe bedeckte Seite des Papiers und reibt dann die Rückseite streichend und drückend mit einem Falzbein überall ab. War der Holzschnitt noch zu über ein paar Monate alt, so geht das Copiren leicht und gut von hien; bei älteren Holzschneiden erweicht man vorher die Druckerschneide, indem man den Holzschnitt ein paar Stunden lang zwischen Lötlapp, welches leicht mit Terpentinol getränkt ist, legt.

F. G. an W. Die Vorschrift zur Bereitung des Haarfärbemittels, die nachrom ist auf Seite 356 Jahrgang 1868 (unter der Chiffre Thier-Mundolph W....) gegeben worden.

Langjährige Abonnetin des Bazar in W. Wir kennen weder die Zusammenziehung noch die Bezugsquelle für Dr. Lebert's American-tablet Hair Restorative, erinnern Sie aber daran, daß fast alle ähnlichen amerikanischen Haarmittel Blei enthalten.

Vercherin in G. in Thüringen. Das Gazelleid ist auf ganz gewöhnliche Weise mit Wasser und Seife, wie man eben seine Wäsche behandelt, waschen, nur erfordert es später eine sehr geübte Wärrerin.

R. J. Da Sie, wie Sie schreiben, schon einmal, durch Aufwindungen Krankheitsheilungen erleidet, geprellt worden sind, sollten Sie sich nicht, auch ohne unseren Rath zu befragen, sich legen, die Anpreisung des kuryrischen Folgerber's gleichfalls eitel schwindel sein.

G. B. 17. 1. Versuchen Sie einmal den Brauch der Theercreme, hilft sie nichts, dann müssen Sie sich an einen Arzt conultiren. 2. Pompadour kann ihrer Zusammensetzung nach gegen Sommerproben keinen Nutzen bringen; im Uebrigen ist sie eine unschuldige Hautsalbe.

Langjährige Abonnetin in L. Als praktisch für den Hausgebrauch empfehlen wir unter Andern in den Berliner Industrie-Blättern (Jahrg. 1872, S. 23) vom Rector Michael Fager in Neys (ungarisch Kisdalom in Ungarn), welcher Herr sich erbietet, auf Anfragen nähere Auskünfte zu geben.

M. W. K. S. in Wien. Leider existiren weder unschuldige noch schuldige Mittel zur schnellen Beförderung des Haarwuchses.

Notiz.

!!! In einer der nächsten Nummern beginnen wir mit der Veröffentlichung der illustrierten Berichte über die Wiener Weltausstellung von Dr. Ludwig Pfau. !!!